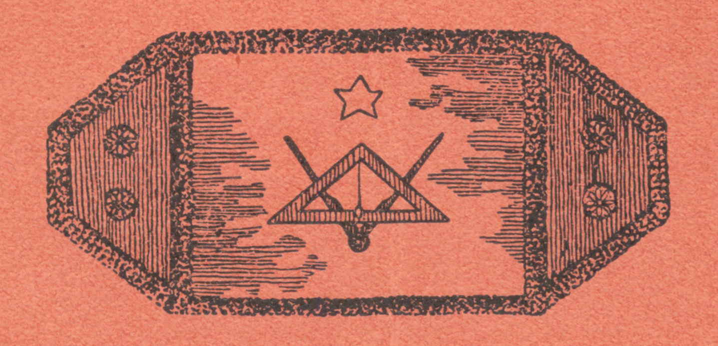
Br. Goethe

Eine ernste und
notwendige Feststellung

von

Ernst Hauck



Verlag Pfeiffer & Co., Landsberg a. W.

Br. Goethe

Eine ernste und
notwendige Feststellung
von

Ernst Hauck

Meiner Hörerschaft
an der Bergakademie
Freiberg Sa.



2. Auflage 1938 4.—5. Tausend

Verlag Pfeiffer & Co., Landsberg a. W.

Inhaltsangabe

Druck von Karl Pfeiffer, Landsberg (Warthe)

Goethelästerung?

Es hat sich hinsichtlich der Einschätzung von Goethes Werk und Persönlichkeit ein ähnlicher Zustand herausgebildet, wie er in Bezug auf die sagenhafte Gestalt des Rabbi Jesus von Nazareth und die ihm zugeschriebenen Lehren seit Jahrhunderten besteht. In beiden Fällen gilt jede Kritik als unstatthaft, ganz gleich, ob sie aus Vernunftgründen oder aus artbewußter Seelenhaltung erfolgt. Wie man Gefahr läuft, als gottlos verrufen zu werden, wenn man auf die Judenblütigkeit des biblischen Jesus hinweist oder auf seine krankhaften Forderungen, den Feind zu lieben, die Sippe um seinetwillen zu hassen, das Uebel zu dulden, Andersgesinnte zu erwürgen, dem Himmelreich zuliebe Selbstentmannung zu treiben, und das Heil der Welt im Judenvolk zu erblicken, so kommt man in den Verdacht der Volksschädigung, wenn man Goethes langjährige Freimaurerzugehörigkeit hervorhebt, und die Folgen andeutet, welche daraus für sein Wesen und Schaffen erwachsen sind. Dort wie hier wird versucht — manchmal vielleicht in bester Absicht — den Mythos um die Person mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten und der Aufklärung entgegenzuwirken. Seit aber das Wesen der Freimaurerei enthüllt ist als eine großangelegte Verschwörung, die darauf hinausgeht, den Menschen seinem Volke zu entfremden und ihn als Werkzeug jüdischer Herrschaftziele zu mißbrauchen, ist der Goethemythos, in Ermangelung eines Ketzerparagraphen, erschüttert. Der Wahrheitwille dringt in immer weitere Kreise und vernichtet Wahn und Irrtum. Millionen von Volksgeschwistern, namentlich unter der reifen Jugend, lehnen es ab, in Goethe den überragenden Dichter unserer Nation, den Wortführer Deutschen Geistes, „das Sinnbild deutscher Kultur" zu verehren; denn sie vermissen bei ihm das Raunen und Mahnen der unsterblichen Volksseele.

Unverrückbar gilt der Maßstab, den Alfred Rosenberg in seiner zielweisenden Rede vom 22. 2. 1934 aufgestellt hat: „Die neue Geschichtsauffassung mißt die Größe der Männer und Frauen

der Vergangenheit auf allen Gebieten danach, mit welcher Kraft und Vollkommenheit sie Blut und Boden der deutschen Nation erhalten, in welchem Ausmaß sie die hohen Werte germanischen Ehrgefühls geschirmt und wie eine Schöpferkraft das geistige Deutschland gestählt und verklärt haben. Von diesem alles überwölbenden Standpunkt aus werden sicher viele groß erscheinende Menschen der Vergangenheit einen anderen Platz in unserem Bewußtsein einnehmen, und eine neue Ahnengalerie wird im hellen Licht der Geschichtsbetrachtung unserer Zeit hervortreten . . . ." Damit sind wir angehalten, unserer Nation die Führer und Vorbilder nicht mehr vom Geist der fensterlosen Logen aufdrängen zu lassen. Daß die Gefahr der geistigen Enthauptung, die uns von dieser Seite droht, durch das staatliche Verbot allein nicht gemeistert werden kann, erhellt aus den Worten, die der Hochgradbruder Dr. Köthner in seinem 1928 erschienenen Buch „Das letzte Geheimnis" über die Freimaurer schreibt: „Man mag ihre Logen schließen, ihre Tempel zerstören, ihre Zusammenkünfte verbieten, den Mund kann man ihnen nicht verschließen, ihre Gesinnung nicht zerstören, ihre Gedanken nicht verbieten. Wer da glaubt, er könnte Einfluß auf Gesinnung und Denken der Freimaurer gewinnen, indem er ihre Heiligtümer zerstört, der unterschätzt die Macht dieser Heiligtümer." Unermüdliche Arbeit in der Verbreitung befreiender Erkenntnisse ist nötig, um Staat und Volk vor der Wühlarbeit des Freimaurerbundes zu schützen. Dazu gehört auch, freimaurerische Propaganda in Werk- und Personverherrlichung *wirkungslos* zu machen. Dieser Aufgabe will die vorliegende Schrift dienen. Sie ist von Goethelästerung so weit entfernt, wie die Feststellung des germanischen Charakterfehlers der Vertrauensseligkeit von Ahnenlästerung entfernt ist. Was aus seiner dichterischen Feder Wertvolles hervorgegangen ist, sei freudig anerkannt; und für immer wird ihm die Bewunderung sicher sein für die Einsichten, mit welchen er ein neues Weltbild vorbereiten half.

Die Meinung, daß eine Schmälerung des Goetheschen Ruhmes das Ansehen unseres Volkes beeinträchtigen würde, kann der Verfasser nicht teilen. Hat etwa der Umstand, daß Goethes Ruhmessonne in Mittagshöhe strahlte, unsere Gegner irgendwie beeinflußt, der Deutschen Ehre im Vertrag von Versailles gerecht zu werden? Ganz abgesehen davon, daß es gegen germanische Lebensauffassung verstößt, auf der Achsel zu schleppen, was uns übel scheint, und uns selbst nach anderen zu richten.

Freimaurer und Illuminat

Im 1. Band der „Sammlung freimaurerischer Vorträge" von Br. *) Otto Hieber, Meister des Prov.-Ordenskapitels von Preußen, lesen wir in einer Gedenkrede vom Jahr 1900: „Am Vorabende des Johannisfestes, den 23. Juni 1780, erblickte Goethe in der Loge Amalia zu Weimar das maurerische Licht . . . Er hat zwar nie ein Amt bekleidet, aber dennoch war und blieb er der geistige Mittelpunkt seiner Loge. Gerade dieser Umstand, daß Goethe sich nie seinen Brüdern entzogen hat, ist von unendlichem Werte, und gereicht ihm zur Ehre und der ganzen Freimaurerei zum Segen". Uebereinstimmend damit berichten die „Zwanglosen Mitteilungen aus dem Verein Deutscher Freimaurer" vom August 1921: „In seinem Aufsatz **) weist Dr. Kleiber u. a. darauf hin, daß es gänzlich unberechtigt ist, aus der Tatsache, daß Goethe seit 1809 nicht mehr jede Lehrlingsarbeit seiner Loge besuchte, den Schluß zu ziehen, seine Teilnahme für die Maurerei sei erkaltet. Er selbst hat dem Bunde noch 1815 seinen Sohn zugeführt, der später Schaffner der Loge wurde und dies Amt bis zu seinem Tode bekleidete. Durch ihn und den Kanzler Müller blieb Goethe fortdauernd in regem Verkehr mit seinen Brn., die ihm regelmäßig alle wichtigeren Reden, Gesänge und Anordnungen zur vorausgehenden Prüfung und Billigung vorlegten. Bei Wielands Totenfeier 1813 übernahm er selbst die Gedächtnisrede, noch heute ein weihevolles Bekenntnis und erhabenes Denkmal seiner maurerischen Gesinnung und seiner brüderlichen Liebe und Treue. Bis zu seinem Tode hat Goethe nicht aufgehört, ein überzeugter Freimaurer zu sein und sich in allen Beziehungen seines reichen Lebens als solcher zu betätigen . . ." Die Logenaufnahme erfolgte nach dem Hamburger Ritual, wobei der Jude Bode auf Goethes Wunsch das Amt des zugeordneten Meisters versah. Er muß frühzeitig

*) Übliche Abkürzung für Bruder; Brr. = Brüder.

**) „Goethe und die deutsche Freimaurerei" in der „Deutsche Tageszeitung" vom 2. und 6. 4. 1921.

Einblick in die geheimen Machenschaften des Ordens gewonnen haben. Schon am 22. 6. 1781 schreibt er an den befreundeten Lavater: „Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleichen, von der Du noch keine Ahnung zu haben scheinst. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aus einer Kluft aufsteigt, und wunderbare Stimmen gehört werden". Es scheint auch, daß Goethe um die Mordgerichtsbarkeit der Logen gewußt hat. Als Zeugnis sei sein Gedicht an die Loge „Amalia" angeführt, worin er die Brr. vor Ungehorsam warnt. Die „Hamburger Nachrichten" vom 6. 2. 1931 haben es erstmalig veröffentlicht, ohne freilich seinen Sinn zu ahnen. Es lautet nach der Urschrift:

„Wenn um Mitternacht in banger Stunde
Nach Gesetzen im geheimen Bunde
Sich trotz allen Hindernissen
Vorurteile durch Gewohnheit eingerissen
Oh! so wendet euch durch festen Glauben
An die Stummen und die Tauben
Haltet fest an der Gemeine
Und verlaßt die Widerscheine.

Wenn ihr euch den Weg gebahnet
Von Verführung abgemahnet —
So entrinnet ihr der großen Seuche
Und seid keine faulen Bäuche.
Alles muß sich fröhlich enden
Ihr habt nichts mehr einzuwenden
Angenehme Morgenlieder
Reihen euch an die Gebrüder.

Aber eitle Schulgezänke
Sind wie giftge Liebestränke
Die durch bittere blaue Kerne
Euch zur dunkeln Cisterne,
Weit von unserer Gemeine
Ziehen mit dem Todten Beine.
Darum haltet fest an eurem Glauben,
Diesen kann euch niemand rauben".

Die Giftpillen, welche die Freimaurer ihren Opfern reichen, werden in der Geheimliteratur als „blaue Kerne" oder „blaue Linsen" bezeichnet.

Das bekannteste seiner Logengedichte betitelt sich „Symbol". In der Schrift „Goethe, unser Führer durch die Zeit der schweren Not" von Dr. Frenzel (Berlin 1919), eine Schrift, die sich mit Nachdruck zur Partei des Br. Stresemann bekennt, ist das Gedicht wie folgt wiedergegeben:

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
schrittweis dem Blicke;
doch ungeschrecket
dringen wir vorwärts,

und schwer und schwerer
hängt eine Hülle
mit Ehrfurcht. Stille
ruhn oben die Sterne
und unten die Gräber.

Betracht sie genauer,
und siehe, so melden
im Busen der Helden
sich wandelnde Schauer
und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
die Stimmen der Geister,

die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
in ewiger Stille;
die sollen mit Fülle
die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen".

In der freimaurerischen Zeitschrift „Latomia" (Jahrg. 1860, S. 189) nennt Br. R. Stern dieses Gedicht „eines der ergreifendsten und wunderbarsten seines Genius." Noch das „Hamburger Fremdenblatt" vom 21. 5. 1937 befaßt sich damit in einem besonderen Aufsatz. Es ist 1814 entstanden, als Goethe nach seiner Erhebung in den dritten Grad einer besonderen Meisterloge beigewohnt hatte. Wer das nicht weiß, wird kaum vermuten, daß das Gedicht mit dem Logenleben zusammenhängt; es sei denn, daß das Verworrene des Inhaltes stutzig macht. Der schwärmerische Carlyle hat sich sogar hinreißen lassen, das Gedicht als den „Siegesgesang der Teutonen" zu rühmen. Er wird nicht die erste Strophe gekannt haben, die auch in der vorstehenden Fassung wohlweislich weggelassen ist. Sie lautet in der Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken (Stuttgart 1857, 6. Band):

„Des Maurers Wandeln
es gleicht dem Leben,
und sein Bestreben
es gleicht dem Handeln
der Menschen auf Erden".

Alles andere als geistvoll, zeigt diese Strophe auch dem Blinden, daß wir in dem Gedicht ein Stück Logenkultur vor uns haben. Kennzeichnend ist Schillers Urteil vom 18. 2. 1802: „Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftslieder zu verfertigen . . . man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubnis zu sagen) der heilloseste von allen ist. So hat Goethe selbst

einige platte Sachen bei dieser Gelegenheit ausgehen lassen".

Die Loge „Amalia" hat, wie der Direktor des Goethearchivs, Max Hecker, angibt, von 1782 bis 1808 „geruht." Dadurch erhält die Tatsache, daß Goethe 1783 in den Illuminaten-Orden eingetreten ist, besonderes Gewicht. Dieser stark jesuitisch gefärbte Orden war 1782 auf einem Konvent in Wilhelmsbad durch den Juden Weishaupt gegründet worden, der den Namen Spartakus für sich wählte. Zu den späteren Häuptern zählte der Jude Bode, der Schiller zu umgarnen suchte, und der Abt Martinowitz, der bei der Vergiftung Kaiser Leopolds II. die Hand im Spiele hatte. Goethe wurde zum Zensor des „Minervatempels" durch das Los bestimmt und nannte sich nach einem skythischen Zauberer Abaris. Als Br. Abaris war er seinem Herzog übergeordnet.

1792 nahm er als Berichterstatter an der Campagne in Frankreich teil. Seine Schilderung vom 28./29. August enthält die merkwürdige Stelle: „Man hörte die Kanonade von Thionville und wünschte jener Seite guten Erfolg." Der Satz wird in seiner unheimlichen Bedeutung verständlich, wenn man das Geschehen vom 20. 9. bei Valmy heranzieht, wo der Oberbefehlshaber des überlegenen preußisch-österreichischen Heeres, Br. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dem auch das Kommando über den freimaurerischen Sansculottenhaufen angeboten war, mit Br. Dumouriez verhandelte, und nach einem mehrstündigen Scheingefecht Kehrt machte, so wie es im Willen der geheimen Oberen lag. Br. und Illuminat Goethe, Staatsminister des Br. und Illuminaten Karl August von Weimar, bemerkte zu dem Verrat: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen". Diese Worte, die anders keinen Sinn haben, wenn man sie nicht auf die Herrschaft der Weltfreimaurerei bezieht, stehen auf dem Denkmal des Sansculottenhäuptlings Dumouriez, des „Siegers von Valmy."

Goethes Stellung zur französischen Revolution, der „fleischgewordenen Idee der Freimaurerei", erfährt eine eigenartige Beleuchtung durch seinen Brief, in welchem er bei der Mutter als Weihnachtsspielzeug für sein Kind ein Fallbeil zum Köpfen von Aristokratenpuppen bestellt. Frau

Aja erwidert unterm 23. 12. 1793: „Lieber Sohn! Alles was ich dir zu gefallen thun kan, geschieht gern und macht mir selbst Freude — aber eine solche infame Mordmaschine zu kaufen — das thue ich um keinen preiß — wäre ich Obrigkeit, die Verfertiger hätten an Halseißen gemußt — und die Maschine hätt ich durch den Schinder offendtlich verbrennen laßen — was! Die Jugendt mit so etwas abscheuliches spielen zu laßen — ihnen Mord und Blutvergießen als einen Zeitvertreib in die Hände geben — nein da wird nichts draus".

In der Nr. vom 25. 1. 1800 brandmarkt die englische Zeitung „St. James Chronicle" den Illuminaten-Orden als „verabscheuungswürdig", und spricht davon, daß er das Sprungbrett zur Diktatur Bonapartes gestellt habe. Dabei beruft sich das Blatt auf die Märznummer der Zeitschrift „Der neue Teutsche Merkur für 1798", worin Br. Wieland in einem Gespräch zwischen zwei erdichteten Personen auf Bonaparte als den kommenden Mann offen hinweist. Nach dem „Völk. Beobachter" vom 14. 8. 37. gibt die Geh. Staatspolizei bekannt, daß der Illuminaten-Orden, Sitz Berlin, zu den mit sofortiger Wirkung aufgelösten und verbotenen Organisationen gehört.

Ueber die letzten Monate vor dem Tod Schillers schreibt Goethe die seltsam schleierhaften Worte nieder: „Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hintereinander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter . . ." Dazu lesen wir in „Schillers Leben und Werke" von Emil Palleske (2. Band, 11. Auflage 1882): „Heinrich Voß *) erzählt: am Morgen des Neujahrstages schreibt Goethe ein Gratulationsbillet an Schiller. Als er es durchliest, findet er, daß er unwillkürlich geschrieben: ‚Der letzte Neujahrstag' statt ‚erneute' oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er es und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich nur mit Mühe zurückhalten, vom

*) Der Freimaurer, unter dessen Spionage Schiller stand.

'letzten' Neujahrstag zu schreiben. Denselben Tag besucht er die Frau v. Stein und erzählt ihr, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben werde. Der Aberglaube mag auch über die Schlußworte des wirklichen Neujahrsbillets stutzen, welches Goethe an den Freund sandte. Sie lauten: 'Der Termin rückt nun mit jedem Tage näher ins Auge'." Sollten die Bedrücktheit und das Ahnungvermögen — diese Frage drängt sich hier förmlich auf — durch geheimes Wissen des Hochgradbruders ausgelöst sein?

Am 17. 7. 1806 vollzog Br. Napoleon die schmachvollen Rheinbundakte. Als Kaiser Franz II. daraufhin die Deutsche Kaiserkrone niederlegte, wodurch das Zusammengehörigkeitgefühl der Deutschen Stämme, bei aller Brüchigkeit der gewesenen Reichseinheit, einen schweren Stoß erlitt, vermerkte Goethe in seinem Tagebuch, daß ihn der Streit zwischen den Bedienten und dem Kutscher auf dem Bock seines Wagens mehr in Leidenschaft versetzt habe als die Spaltung des Deutschen Reiches. Am 27. 7. 1807 schrieb er sogar: „Wenn die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, und das doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen". Welche Kluft zwischen solcher „Ungeduld" und dem Geist einer Königin Luise, die damals beteuerte: „Deutschland ist mir das Heiligste, was ich kenne. Deutschland ist meine Seele! Mein Halt, mein Alles ist Deutschland. Es ist, was ich bin und was ich haben muß, um glücklich zu sein! Das Schöne in den Augen der Kinder ist doch Deutschland, es ist die Treue, die Ehrlichkeit, der Fleiß der stillen Tat, die Anständigkeit, der Ruhepunkt im ziellosen Herumsuchen. Deutschland ist das, was mich gut macht! Wenn Deutschland stirbt, so sterbe ich auch".

Die mutige Schrift „Deutschland in tiefster Erniedrigung" wollte unser Volk aufrütteln helfen. Ein bei dem Pfarrer Sonnenmeyer einquartierter französischer Offizier wurde auf die Flugschrift aufmerksam gemacht. Der Verfasser konnte trotz aller Polizeikünste nicht aufgegriffen werden, wohl aber Philipp Palm als der Verleger. Nach seiner Erschießung am 26. 8. 1806 äußerte sich Goethe im Hause Wolzogen, er fände es ganz in Ordnung, niederzuschlagen, was einem

so begnadeten Genius wie Napoleon im Weg stünde. Napoleon habe Recht, daß er „einem Schreier wie Palm eine Kugel habe vor den Kopf schießen lassen."

Die Haltung Goethes blieb nicht unbelohnt. Im staatlichen Militärarchiv in Paris wurde 1934 ein Armeebefehl entdeckt und in einer französischen Wochenschrift veröffentlicht. „Ludendorffs Halbmonatsschrift" 1/5. Jahrg. brachte ihn zum erstenmal in Deutscher Uebersetzung. Er lautet:

„Große Armee, 5. Kps., Gen.-Maj. d. Stabes.

Im Namen seiner Majestät des Kaisers:

Es ist jedermann von den Offizieren und Soldaten der Großen Armee verboten, den Herrn v. Goethe, vornehmen Wissenschaftler, zu belästigen, und es wird im Gegenteil befohlen, ihn ebenso wie seine Familie in Schutz zu nehmen.

Generalquartier zu Weimar, 16. Oktob. 1806.

Die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der französischen Armee haben den Herrn von Goethe, einen empfehlenswerten Mann in allen Bedeutungen dieser Beziehung, mit Rücksicht zu behandeln und um sein Wohl besorgt zu sein.

Gegeben zu Weimar, den 16. Oktober 1806

Augéreau,

Marschall, Kommandierender des 7. Korps der Großen Armee".

Wenige Wochen nach der Schlacht bei Jena — „Goethes Gespräche" von Eugen Korn machen die Angabe „Winter 1806/07" — wurde Goethe von dem Historiker Heinrich Luden in Besorgnis gefragt, wie er durch die Tage der Schmach und des Unglücks hindurchgekommen. Goethe antwortete: „Ich habe gar nicht zu klagen. Etwa wie ein Mann, der von einem Felsen hinab in das tobende Meer schaut und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach einem Alten *) soll

*) Lukrez.

das sogar ein behagliches Gefühl sein —, so habe ich wohlbehalten dagestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen". Luden gesteht, daß es ihm bei diesen Worten eiskalt über den Rücken lief.

In derselben unbeschwerten Gemütsverfassung erscheint uns Goethe, wenn wir bei Karl Ludwig von Knebel in einem Brief vom Januar 1807 lesen: „Goethe war die ganze Zeit her mit seiner Optik beschäftigt. Wir studieren hier unter seiner Anleitung Knochenkunde, wozu passende Gelegenheit, da alle Felder *) mit Präparaten besät sind. Wir leben einsam, aber nicht unmutig, noch unglücklich, vielmehr heiter".

Nach Prof. Adolf Bartels soll Goethe die Niederlage von Jena und Auerstädt vorausgesehen haben. Welcher Art diese Voraussicht war, das kann man sich einigermaßen vorstellen, wenn man in Ludendorffs umwälzendem Geschichtewerk „Kriegshetze und Völkermorden" liest: „Preußens Heer wurde von dem gleichen Br. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig geführt, wie einst bei Valmy . . .. Als ich den Feldzug 1806/07 studierte, erschien er mir militärisch unbegreiflich. So konnte ein Heer auf dem linken Saaleufer nicht aufmarschieren, daß es seiner Heimat in den Schlachten von Jena und Auerstädt am 14. 10. 1806 . . . seinen Rücken abwendete, so konnten Schlachten nicht geschlagen werden, die dem Feinde das tüchtige Heer gleichsam zum Geschlagenwerden überlieferten . . . Heute verstehe ich die Zusammenhänge. Der Freimaurer ging im preußischen Heere um, hatte es dem Untergange geweiht und lieferte es den freimaurerischen Plänen aus". Als Ergänzung mögen die Aufzeichnungen des Pfarrers Schlosser aus Drakendorf dienen, wie sie Schulze in „Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815" (Leipzig 1908) überliefert: „Im Frühling des Jahres 1807 wollte ich das Schlachtfeld besehen, stieg den hohen, steilen Apoldaischen Berg hinauf, auf dessen Gipfel, der Windknollen genannt, man Napoleon zu Ehren, oder vielmehr zur Aufnahme der vielen Besucher, ein kleines Tempelchen gebaut hatte. Als ich in dieses trat, fand ich darin den Geh. Rat von Goethe, dem ich bekannt zu sein die Ehre hatte. Er kam mir mit seiner gewöhnlichen Freundlich-

*) Schlachtfeld von Jena und Auerstädt.

keit entgegen, und da er eben im Begriff war, einigen Frauenzimmern, die er begleitete, den Verlust der Schlacht zu erklären, so vernahm ich folgendes: ‚Als die Franzosen bemerkten, daß der Windknollen nicht besetzt war, wagten es 20 Mann hinaufzuschleichen, um zu sehen, ob sie dort festen Fuß fassen könnten. Kaum hatten die preußischen Husaren in dem gegenüberliegenden Dörfchen Isserstädt sie bemerkt, als sie auch ihren Rittmeister um die Erlaubnis baten, diese Waghälse den Berg hinunterzustürzen. Er wagte aber nicht diese Erlaubnis aus eigener Macht zu geben, sondern schickte nach Kapellendorf an den Feldmarschall Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, dieser aber an den Oberfeldherrn, Herzog von Braunschweig in Hassenhausen, und es kam ein Verbot zurück. Aus den 20 Franzosen waren indessen 200 geworden. Neue Anfrage, neue Sendungen, neues Verbot. Nun hatten sich die 200 Mann zu einem starken Regiment vermehrt. Die Preußen brannten vor Begierde, sie anzugreifen, der Fürst erhielt aber zur Antwort ein noch strengeres Verbot bei Verlust seines Kopfes . . . So waren denn die Franzosen bald in großer Masse oben auf den steilen Bergen, von denen sie leicht hätten können abgehalten werden. Als der Fürst bald nach dem Beginn der Schlacht sehen mußte, daß er eine überlegene Macht gegen sich hatte, schickte er an den General Rüchel, welcher mit der Reserve in dem Gehölze Webicht vor Weimar stand, daß er ihm zu Hilfe kommen möchte. Aber Rüchel kam nicht, und so wurde er dreimal vergeblich aufgefordert . . . Als er endlich kam, fand er schon alles in Flucht und Verwirrung, kommandierte: linke Schulter vor! Feuer! und war kaum zu überzeugen, daß er Preußen auf Preußen schießen ließ. Der eingebildete Wiederhersteller der Schlacht mußte mit den Fliehenden fliehen". Goethe war offenbar im Bilde, und die Freimaurerregie bei Jena hatte geklappt.

Als der geniale Heinrich von Kleist, der in seinem „Katechismus der Deutschen" die Frage, ob Napoleon zu bewundern sei, dahin beantwortete: „Das wäre ebenso feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Kot wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt" — im November 1811 durch Freitod geendet hatte, urteilte Goethe: „Mir

erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilvollen Krankheit ergriffen wäre". Selbst ein Goetheverehrer wie Eduard Engel sieht sich hier zu der Feststellung genötigt: „Goethes persönliches und künstlerisches Verhältnis zu Kleist ist ein dunkles Blatt in des Meisters Lebensbuch. Es götzendienerisch zu übertünchen, wäre ebenso unnütz wie würdelos ... Hätte er dem größten dramatischen Zeitgenossen unter den Lebenden nur halb so viel tätiges Wohlwollen bewiesen, wie er damals an den elenden Werner verschwendete, wie anders könnte sich Kleists Schicksal gefügt haben". Zacharias Werner, der „elende", war Verfasser völlig minderwertiger Tragödien und — Freimaurer.

In seinem Buch „Caroline von Humboldt" (Verlag Velhagen und Klasing, 2. Auflage 1921) unterrichtet uns Alfred Wien: „Humboldt verstand die Zeichen der Zeit; wie wenig kann man das von Goethe sagen. Mißgestimmt und verärgert wollte der von einer Erhebung des deutschen Volkes nichts wissen. Der beste Rat, den man geben könne, bemerkte er zu Humboldt, sei, die Deutschen wie die Juden in alle Welt zu zerstreuen, nur auswärts seien sie noch erträglich ... Humboldt besuchte ihn im Sommer 1812 auf einer Urlaubsreise, die ihn nach Thüringen führte, in Karlsbad: Es sei etwas Trauriges um seine Apathie, seine Art, sich nach und nach einzuspinnen. Wäre es einmal unabänderlich, daß der Mensch so werde, die regsten Kräfte ins Stocken geraten müßten, so sollte man sich doch wenigstens da einspinnen, wo man sicher ist, daß jede Art der Größe im gleichen Kreise mit uns ruht. Auch bei andern Zeitgenossen erregte die bejammernswerte Verblendung des Olympiers die tiefste Wehmut, das herzlichste Bedauern: ‚Sollen wir jungen deutschen Leute', schreibt Varnhagen von Ense an Caroline, ‚noch die harte Prüfung bestehen, unsere tiefste Gesinnung auch im Widerstreit mit unseren teuersten Meistern zu behaupten?' Auf keinen Fall habe Goethe vaterländisch gehandelt, als er sein armes, in Kummer und Not schwer ringendes Volk, die Schmach, die auf allen ruhte, nicht schonte: ‚Seine Ueberzeugung, wenn sie einmal die seine ist, durfte er nicht jetzt, nicht so aussprechen'."

1813 mußte Arndt, als er Goethe gegenüber seine Hoffnung auf Befreiung vom Joch Napoleons Ausdruck gab, die Entgegnung hinnehmen: „Schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen".

Luden, der nach der Schlacht bei Leipzig die Gründung einer nationalen Zeitschrift plante und sich an Goethe wegen Mitarbeit wandte, stieß auf Ablehnung. Wie um sich zu entschuldigen, fügte Goethe hinzu: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk und Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen". Die Annahme, daß hier Verbindlichkeit den Ton angegeben hat, bestätigt sich durch die Tatsache, daß Goethe um dieselbe Zeit das Buch „Ueber die Liebe des Vaterlandes" verwarf, indem er schrieb: „Die ewigen mißverstandenen Klagen nachgesungen: ‚Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus'. Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht tausend und tausende in jedem Staat? und lebten sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nur das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen".

An dieser Stelle sei auch betont, daß in den „Wahlverwandtschaften" von 1809 nicht steht: „Man erziehe die Knaben zu Dienern am Staate" — wie das vielfach angenommen wird. Die gewichtigen Worte „am Staate" hat Goethe niemals geschrieben, sie sind friederizianischen Geistes. Wenn er im gleichen Roman das Uniformtragen der männlichen Jugend gutheißt, so ergibt sich aus dem Zusammenhang, daß dabei an eine militärische Sache nicht gedacht ist; spricht er doch von „heiterer Montierung", von einem „Architekten" als Leiter, von einer „bequemen Dressur" an den Zöglingen, und davon, daß man es ihnen „verschweigen" solle. Im übrigen hören wir in der „Pädagogischen Provinz" vom Jahr 1821, worin er die Frage der Jugenderziehung gründlicher als in den „Wahlverwandtschaften" behandelt, das blanke Gegenteil: „Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt; sie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenschaften der Kinder mehr als jede andere Verstellung

dem Blicke der Vorgesetzten".

Dem Buch „Caroline von Humboldt" entnehmen wir noch: „Die Befreiung Deutschlands hat bei Goethe noch keine tiefen Wurzeln geschlagen ... er meint, das Heilmittel sei übler als die Krankheit. Man werde der Knechtschaft los werden, aber zum Untergehen ... Die Weltgeschichte habe auch diesen Spaß haben müssen. Er scheut sich nicht, das Kreuz der Ehrenlegion, das Napoleon, ‚sein Kaiser', ihm verliehen hat, auch jetzt noch sich an die Brust zu heften, bis der Feldzeugmeister Graf Colloredo, der Kommandierende des 1. Oesterreichischen Armeekorps, mit einem Donnerwetter dazwischen fährt und ihn anfaucht: ‚Pfui Teufel, wie kann man so etwas tragen'! Da endlich wird das Kreuz abgelegt und der russische Annenorden tritt an seine Stelle. Ueberdies aber bittet Goethe, Humboldt möchte doch zusehen, ob er ihm nicht vielleicht noch ein österreichisches Ehrenzeichen besorgen könne! ‚Goethe bedaure ich', bemerkt Caroline".

Der weimarische Schauspieler Eduard Genast, der, wie sein Vater, in sehr guten Beziehungen zu Goethe stand, berichtet uns in seinem „Tagebuch eines alten Schauspielers" (Leipzig 1862) aus dem Jahr 1816: „Einstmals zeigte Goethe seiner Frau ein kleines Etui mit den Worten: ‚Sieh, liebes Kind, was mir meine liebe Freundin, die Geheimrätin Willemer, für eine allerliebste Neuigkeit zum Andenken übersandt hat'. Es war eine goldne Schnalle, woran seine Orden im kleinsten Format mit venezianischen Kettchen befestigt waren. Frau Lortzing (weimarische Schauspielerin), die neben der Geheimrätin saß und ein großer Liebling Goethes war, fragte ihn ganz unbefangen, welcher ihm der liebste von allen Orden sei. Keinem andern hätte ich solche Dreistigkeit raten mögen, denn er liebte es gar nicht, um seine Gedanken befragt zu werden; aber bei ihr machte er eine Ausnahme und erwiderte: ‚Kleine Neugier! Doch den Kindern muß man zuweilen den Willen tun —' und er wies auf die Ehrenlegion". Wir wissen demnach, was wir davon zu halten haben, wenn er in dem 1815 geschriebenen Festspiel „Des Epimenides Erwachen" den Korsen mit einem Sendling des Teufels vergleicht. Zum Ueberfluß hat er noch am 11. 3. 1828 im Gespräch mit Eckermann über Napoleon geurteilt: „Sein Leben war

das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg."

1828 erschien auch der Ergänzungband zur ersten, von Goethe selbst besorgten Gesamtausgabe seiner Werke. Er enthält, gewissermaßen als Siegel und Schlußstein, die kunstlose Abbildung einer freimaurerischen Zeichnung *), die den jüdischen Stern, den heute auch die Sowjets führen, über Zirkel und Senkblei erstrahlen läßt. In der Vorrede zu diesem die äußere Lebensgeschichte umfassenden Band sagt der Verfasser: „Eine willkommene Zugabe werden den Verehrern des Dichters, als Faksimile seiner Handschrift, einige Verse sein, unter ein allegorisches Bild geschrieben, das mit mehreren andern, bei dem Jubelfeste seines geliebten Fürsten i. J. 1825, des Dichters Wohnung schmückte". Die Verse lauten:

„Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwaage,
Alles stockt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage".

Bild und Strophe verraten ihren Sinn, wenn man sich vergegenwärtigt, was Goethe 1805 in seinen Tag- und Jahresheften über das Vorhaben mitteilt, Schillers „Demetrius" zu vollenden. Er versichert nicht nur, Schillers Plan, Gedanken und Absichten zu kennen, sondern gesteht auch, in bester dichterischer Stimmung und frei von jeder Arbeit gewesen zu sein, um freudig ans Werk gehen zu können. Dann fährt er fort: „Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf". Das kann nur heißen: der Großmeister des Illuminaten-Ordens verbot diese Arbeit; und so mag auch noch bei anderer Gelegenheit die Arbeit gestockt haben, weil die Loge die Ausführung nicht wünschte.

Was die „Vossische Zeitung" vom 10. 10. 1929 dem Br. Stresemann nachrühmt, daß er nämlich „ein treues und sich dem Ganzen unter-

*) Siehe Titelblatt.

ordnendes Glied seiner Großloge" war, gilt auch von Goethe. Stresemann hat sich also mit einer verwandten Seele beschäftigt, als er seinen Vortrag „Rätsel um Goethe" gehalten, und, wie das „Berliner Tageblatt" vom 3. 6. 1927 in dem Aufsatz „Politische Freimaurerei" mitteilt, „von Goethes freimaurerischer Betätigung geplaudert hat". In dem bereits erwähnten Sammelwerk freimaurerischer Vorträge wird zum „Andenken Goethes" festgestellt: „Mit andern großen Männern jener Zeit hat der Orden trübe Erfahrungen gemacht. Friedrich der Große, Lessing, Herder, Fichte zogen sich vom Logenleben und aus der Verbindung mit den Brüdern gänzlich zurück, einerseits abgeschreckt durch das zerfahrene Systemwesen, anderseits wohl unbefriedigt, weil der Kreis der Brüder ihrem Geistesfluge nicht folgen könnte". Es mag für die Genannten noch ein dritter Grund mitbestimmend gewesen sein, und zwar der, welchen Chr. Körner auch Schiller gegenüber hervorhob, als er diesen brieflich vor Bode und dem Illuminaten-Orden warnte: „Der edelste Zweck in den Händen einer Gesellschaft, die durch Subordination verknüpft ist, wird nie vor Mißbrauch, der den Vorteil weit überwiegt, gesichert werden".

Friedrich der Große war, im Drang nach Wissen, 1738 in den Freimaurer-Orden eingetreten. 1744 hat er die Loge für immer verlassen. 1754 untersagte er seinen Staatsministern den weiteren Besuch der Loge. Er nannte später die Freimaurerei eine „abgeschmackte Sekte" und geriet in Zorn und Aufwallung, wenn er sie nur in den Mund nahm. Lessing, der bereits 1753 ein den Freimaurern sehr peinliches Gedicht veröffentlicht hatte, war 1771 Freimaurer geworden, und zwar allein von dem Gedanken geleitet, seine Schrift über den Ursprung des Ordens aus eigener Erfahrung heraus ergänzen und gegebenenfalls berichtigen zu können. Acht Tage nach seiner Aufnahme zeigte er sich dem Landesgroßmeister gegenüber „ungehorsam", und hat die Loge bis zu seinem 1781 erfolgten Tod nie wieder betreten. „Ich habe keine Lust, mit Narren zu konferieren", erklärte er freimütig. Fichte ist im Jahr 1800, also 14 Jahre vor seinem Tod, aus dem Orden ausgeschieden. Er schrieb: „Die Freimaurerei hat mich so gelangweilt und entrüstet, daß ich ihr gänzlich den Abschied gegeben habe". Mozart, der schon in

Salzburg Mitglied der Loge „Zur Fürsicht" geworden war, verging sich schwer am Gesetz des „Gehorsams", indem er in seiner „Zauberflöte", die er auf Logenbefehl geschaffen, das Gefährliche des Ordens gleichnishaft andeutete und darüber hinaus den Plan faßte, durch die Gründung eines gegnerischen Bundes, „Die Grotte", dem Treiben der Freimaurer Einhalt zu tun. Goethe hat, wahrscheinlich auch auf Logenbefehl, eine „Zauberflöte zweiter Teil" geschrieben und sich eingehend mit der Deutung der Mozart-Oper befaßt. Schiller hat sich nie einfangen lassen, trotz aller „Jagd" auf ihn. „Ganz anders Goethe" — bemerkt Br. Hieber, um damit Lob und Anerkennung auszusprechen. Und weil Goethe „ganz anders" war, darum taufte der in Okkultismus geschäftige Hochgradbruder Rudolf Steiner, der unselige Seelenberater des Generals von Moltke, das Logenhaus der Antroposophen, diese „architektonische Mißgeburt", *) auf Goetheanum. Darum konnte die „Mitteldeutsche Nationalzeitung" Nr. 175/1936 in dem Aufsatz „Die geistige Vorbereitung des Weltkrieges" schreiben: „Immer und immer sind die freimaurerischen Juden hüben und drüben das treibende Element, das die Logen Schritt für Schritt auf dem Wege des Verrats an Volk und Reich vorwärts drängt. Ende 1906 entsteht in Paris die erste deutsch-französische Verbrüderungsloge. Sie heißt ‚Goethe' und beweist damit, daß ihre geistigen Väter Frankfurter Freimaurerjuden sind". Vertreter dieser Goethe-Loge nahmen an der „Festarbeit der altpreußischen Großlogen" vom 10. bis 12. 5. 1908 in Berlin teil. Und nach der „Pirmasenser Zeitung" vom 28. 10. 1936 fand in der Zeit vom 21. bis 24. 9. 1936 in Paris ein Freimaurerkongreß statt, der für Rotspanien warb, und bei dem auch Delegierte „der meist aus jüdischen Mitgliedern sich zusammensetzenden deutschen Emigrantenloge ‚Goethe' anwesend waren."

Im Brief vom 17. 3. 1832, dem letzten, den Goethe geschrieben hat, und der an Wilhelm von Humboldt gerichtet ist, stehen die inhaltschweren Worte: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt." Sollte er damit, einer plötzlich aufblitzenden oder langverschwiegenen Erkenntnis folgend, auf die Freimaurerei angespielt haben?

*) „Das Schwarze Korps" vom 6. 8. 36.

Verkappte Logendichtung

Der Kulturschöpfer hilft die Geschichte in volkserhaltendem Sinne gestalten, und ist darum für die überstaatlichen Mächte und ihre Geheimbünde ein Hindernis. Ohne daß es ihm bewußt zu werden braucht, trachten sie ihn in ihre Netze zu locken und seine Begabung für sich auszunutzen. In welch hinterhältiger Weise das geschehen kann, darüber sind wir im Falle Lessing aufs genaueste unterrichtet, und zwar durch das Buch von Mathilde Ludendorff „Lessings Geisteskampf und Lebensschicksal" (München 1937). Noch vor wenig Jahrzehnten schrieb Br. Ludwig Keller, der sich in drei Schriften bemühte, Schillers geistige Entwicklung in eigenartiger Richtung festzulegen, als selbstverständlich und ohne jede Scham, daß die Logen die Kulturschöpfer „geheim überwachen, um ihre Schritte zu leiten". Bei Goethe ist ihr Vorhaben weit geglückt. Sein Sternenaberglaube mag ihn dem okkulten Brauchtum der Loge in besonderem Grad geneigt gemacht haben. Spricht er doch vom Aspekt bei seiner Geburt: „Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sich freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheines. Er widersetzte sich meiner Geburt". Dr. Funk bemerkt dazu in seinem Aufsatz „Prophezeiungen für die Großen der Welt" in „Vobachs Familienhilfe": „Goethe ist also mit der astrologischen Deutung der Planetenwirkungen vertraut gewesen und nimmt sie offenbar ernst." Seit er Geist und Stimmung der Loge in sich aufgenommen, beginnt sich ein Wandel in seinem dichterischen Schaffen und Schauen anzubahnen. Man braucht nur den Geist, der aus dem „Götz" weht, mit dem des „Tasso" zu vergleichen, um zu erkennen, daß seine Entwicklung störend beeinflußt wurde. Die Anspielungen auf Logendinge und Logenwissen reißen fast nicht mehr ab. Blick und Gefühl hierfür sind uns heute mehr denn je geschärft, und

nur mit Unmut kann man daran denken, daß es eine Zeit gab, wo die „Erleuchteten" über die Bedenkenlosigkeit und das Eingenebeltsein der „Profanen" sich lustig machen konnten.

Es heißt in „Johann Wolfgang Goethe. Ein Gedenkblatt zur 150. Wiederkehr seiner Aufnahme am 23. 6. 1780" in C. von Dahlens Kalender für Freimaurer 1930: „Es wäre ein Irrtum, wenn die frmr.*) Forschung Goethes mr. Tätigkeit und mr. Dichten und Denken nach diesen wenigen Ueberresten" (aufgezählt sind vorher die Gedächnisrede für Br. Wieland und neun Logengedichte) „allein bemessen wollte. Den weiteren und sichersten Maßstab für sein mr. Wirken muß man vielmehr in seinem Gesamtwerke, in all seinen Dichtungen suchen und ferner aus der Betrachtung seines mr. und profanen Lebens schöpfen. Goethe hat bekanntlich, seit er Mitglied des Bundes geworden war, kein größeres Werk verfaßt, das nicht von frmr. Denken durchdrungen war, ebenso wie er keine Tat mehr vollbracht hat, die nicht auf frmr. Ursprung zurückzuführen wäre. Es sei nur an den ‚Wilhelm Meister' und den ‚Faust' erinnert . . . Die frmr.-historische Forschung wird demnach in der restlosen Durchforschung der Dichtung und des Lebensganges Goethes ihre nächste und dringlichste Aufgabe suchen müssen ... Besonders darf die deutsche Frmrei. nie aufhören, in ihm eine der schönsten und reichsten Verkörperungen des Begriffes ‚Mensch' zu bewundern und aus dem Genuß seiner Erscheinung die Kraft zur eigenen Vervollkommnung zu schöpfen".

Im „Taschenbuch des Verein Deutscher Freimaurer" 1925/26 verlautet: „Unermeßliches verdankt die Deutsche Freimaurerei nicht nur Goethes Namen, sondern vor allem seiner mr. Betätigung in Form und Geist. Unermeßliches verdankt die Welt der mr. Eigenschaft Goethes! Das herrliche Gedicht ‚Die Geheimnisse', sein ‚Märchen', ‚Wilhelm Meister' hätten nie entstehen können, wäre Goethe nicht unser Br. gewesen. Ja, der ‚Faust' in seiner der Nachwelt als Kleinod vermachten Gestalt ist, namentlich in seinem zweiten Teil, ohne Kenntnisse von Form und Inhalt der Frmrei. undenkbar. Und der Verfasser darf als

*) = freimaurerisch, mr. = maurerisch, Frmrei. = Freimaurerei, K. K. = Königliche Kunst (so nennen die Brr. die Freimaurerei).

Goetheverwandter und Goetheforscher mit dem stolzen Bekenntnisse eines deutschen Br. Frmrs. schließen, daß Goethes Werke nur derjenige restlos zu erfassen und zu erklären vermag, der außer dem rein wissenschaftlichen Rüstzeug, dem Einfühlen in Goethes Seele und natürlich der genauen Kenntnis seines äußeren Lebens, die Geheimnisse unserer K. K. kennt. Nur der Gelehrte, der zugleich deutscher Br. Frmr. ist, ist befähigt, Interpret unseres großen Br. Goethe zu sein!

Br. Dr. Fr. List—Darmstadt".

In Br. Otto Hiebers Vortrag vom Jahr 1900 heißt es: „Wer mit maurerisch erschlossenem Sinne in Goethes Werken zu lesen vermag, dem wird es nicht entgehen, wie die K. K. an unzähligen Stellen ihre Spur zurückgelassen hat. Eine große Zahl seiner ernsten Gedichte ist von freimaurerischem Geist durchweht, namentlich finden sich im ‚Westöstlichen Divan' viele maurerische Anklänge . . . Das was den ‚Faust' besonders charakterisiert, ist die symbolische Art der Darstellung, welche namentlich im 2. Teil in den Vordergrund tritt. Als rechter Freimaurer hatte Goethe das feinste Verständnis für das Wesen und den Wert des Symbols".

Der „Westöstliche Diwan" wird von J. Pietsch (Joh. W. v. Goethe als Freimaurer. Leipzig 1886) geradezu als „das freimaurerische Glaubensbekenntnis Goethes" gepriesen. Der Dichter schreibt aus Jena am 15. 10. 1819 an Frau v. Pogwisch, die Mutter seiner Schwiegertochter: „Des Diwans Poesie und Prosa empfehle zu fernerem Wohlwollen. Ich habe gar manches hineinversenkt, und muß mich freuen, wenn liebe Seelen es wieder herausfinden". G. v. Loeper sagt in seinen Vorbemerkungen zum „Westöstlichen Diwan" (Goethes Gedichte. Berlin 1882): „Goethe, seinem Genius folgend, rettet sich in das Reich der Poesie, er flüchtet sich auch in den Schoß der Maurerei!" An anderer Stelle spricht er von dem „freimaurerischen Gedanken, der den ganzen Zyklus durchgeistigt". Dieser enthält u. a. auch das Gedicht „Selige Sehnsucht" mit dem „Stirb und Werde" am Schluß. Was ist da im Verlauf des Jahrhunderts nicht alles an Tiefsinnigkeit hinein- und herausgelesen worden! In Wahrheit ist es ein regelrechtes Freimaurerlied. Mathilde Ludendorff hatte 1927 in einem Vortrag den Freimaurern 7 Anklagepunkte genannt, zu welchen

sie Stellung nehmen sollten. In den „Mitteilungen aus dem Verein Deutscher Freimaurer" Bd. IV Nr. 41, März 1928 wird geantwortet: „Wir Freimaurer sollen in 5 Minuten z. B. über eine Symbolik sprechen, die Goethe kurz mit Stirb und Werde kennzeichnet. Wir wissen, daß die Erziehung zur Mitarbeit am Tempelbau der Welt nicht bei allen Menschen den gleichen Weg gehen kann; darum kann auch Br. Hornessers Rede ... über das Stirb und Werde nur von einem Freimaurer — mit oder ohne Schurz — voll gewertet werden".

Die „Zirkel-Correspondenz der Großen Landesloge von Deutschland in Berlin" (4. Heft, 7. Jahrg.) lehrt ihre Mitglieder: „Ein solches Freimaurer-Lehrbuch, eine solche Meister-Instruktion ist auch Goethes ‚Faust', den nur der recht verstehen kann, der seiner Natur nach selbst Freimaurer ist; denn gerade die beiden großen Freimaurer-Ideen sind sein Inhalt: vom Falle des Menschen handelt der 1. Teil des ‚Faust, und von seiner Auferstehung aus dem Falle der 2. Teil, und namentlich dessen Schluß ist so meisterhaft und so recht freimaurerisch, daß er ein unschätzbarer Kommentar zu unserer Ordenslehre genannt werden kann . . ."

Die „Mitteilungen aus dem Verein Deutscher Freimaurer" vom Oktober 1930 verweisen auf das „Hamburger Fremdenblatt" vom 25. 6. 1930 mit seinem Aufsatz „Die Rehabilitierung der Rosenkreuzer", worin die Verbindung des Rosenkreuzertums und der Freimaurerei mit der Kabbala Reuchlins hervorgehoben und Goethes „Faust" als eine der letzten Blüten der Rosenkreuzerbewegung bezeichnet wird.

Ueber den Lehrbrief in „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (7. Buch 9. Kap.) unterrichtet Dr. Wernecke in seinem Buch „Goethe und die Königliche Kunst" (Leipzig 1905): „Nicht eigentlich für die Loge bestimmt, ist er doch ihren Zwecken sehr angemessen und wird z. B. von der Loge zu St. Gallen im Rituale des zweiten Grades verwendet".

Sogar der dänische Universitätsprofessor und Jude Brandes kann nicht umhin, in seinem umfangreichen und vielgelesenen Buch „Goethe" (Deutsch bei Erich Reiß, Berlin 1922) verschiedene Andeutungen über den freimaurerischen Inhalt der Dichtungen Goethes zu machen, wobei er sich freilich einer sehr vorsichtigen Ausdrucksweise bedient. So sagt er

von dem Gedicht „Die Geheimnisse“: „Es scheint, als habe er darin die Religionsphilosophie der Freimaurer behandelt, wie auch später in anderen Gedichten und in der geheimnisvollen Tätigkeit, die in ‚Wilhelm Meister‘ von den Männern des Turmes entwickelt wird. Das mit Rosen umwundene Kreuz in ‚Die Geheimnisse‘ scheint auf die Lehre der Rosenkreuzer hinzudeuten“. Ueber die geheimen Leiter von Wilhelms Schicksal schreibt Brandes: „Dies sind die Männer im Turme, die geheime Gesellschaft der Allwissenden, mit dem Abbé an der Spitze. Das 18. Jahrhundert war ja die Zeit der Jesuiten, Freimaurer, Rosenkreuzer und zahlreicher geheimer Gesellschaften“. Als ob sich an diesem Zustand, abgesehen vom neuen Deutschland, bis zur Stunde irgend etwas geändert hätte! Ueber Goethes „Märchen“ bemerkt Brandes: „Nach wiederholtem, aufmerksamem Durchlesen muß ich meine vollkommene Unfähigkeit zugestehen, irgendwelchen Sinn in dieser anspruchsvollen und verwirrenden Arbeit zu finden, die, wie es scheint, derselben Neigung, dem Leser Rätsel aufzugeben, entsprungen ist, wie später die ‚Weissagungen des Bakis‘. Es kommt mir wahrscheinlicher vor, daß sich das ‚Märchen‘ auf Freimaurer-Symbolen aufbaut . . . und die Weihe des Königs der Freimaurer-Liturgie nachgebildet ist“.

Nach solchen Zeugnissen bedarf es wohl kaum noch einer näheren Begründung, daß wir unser Verhältnis zu dem Dichter mit den „zwei Seelen in der Brust“ von grundauf ändern müssen. Es ist eine Forderung der Deutschen Kulturhoheit, mit aller Goetheverhimmelung zu brechen und seine Werke, soweit sie sich an ein internationales, freimaurerisches Publikum wenden, aus dem Bereich der völkischen Bildung und Erziehung auszuschließen. Der aufrechte Züricher Kulturhistoriker Johannes Scherr hat bekanntlich von „Papierkorbplunder Goethes“ gesprochen. „Wege nach Weimar“ führen von der Volksseele fort, wenn am Rande Logentempel als Herbergen stehn, oder wenn sie „Goethes Erlebnis des Ostens“ vermitteln, wie sich ein Vortrag in der „Goethegesellschaft“ betitelte. Was freimaurerisch ist, ist irgendwie jüdisch; denn das Geheimnis der Freimaurerei ist eben der Jude. Goethe „als profaner Kalenderheiliger für jeden Tag des Jahres“, wie er im „Goethekalender auf das Jahr 1910“ vorgestellt wird, kann in einem

logenfreien völkischen Staat keine Anerkennung erwarten. Muß es nicht zu denken geben, wenn die österreichische Zeitschrift „Der christliche Ständestaat“ vom 15. 12. 1935 bei Verteidigung der christlichen Internationale erklären läßt: „Und wenn nicht zufällig Goethe sich als ‚Weltbürger‘ bezeichnet hätte, ich glaube, man hätte schon längst dieses Wort als kommunistisch verschrien“? Oder wenn der Kommunistenführer Thorez in seiner Straßburger Hetzrede nach dem „Völk. Beobachter“ vom 16. 10. 1936 bekennt: „Wir lieben das deutsche Volk eines Goethe, eines Marx, eines Engels, eines Heine und eines Thälmann“? Das Bild rundet sich, wenn man dazu in den „Zwanglosen Mitteilungen aus dem Verein Deutscher Freimaurer“ Nr. 74, Juni 1922 liest: „Zu der jüngst in Frankfurt a. M. veranstalteten Goethe-Woche waren auch Vertreter der Reichsregierung erschienen, um die Anteilnahme unseres Staatswesens an der Wertung und Verehrung des Goethegenius zu bekunden. Bei dieser Gelegenheit sprach der Reichspräsident mit Bezug auf den Meister, der gewissermaßen das deutsche Wesen symbolisiere, die Worte: ‚Nach dem, was wir im letzten Jahrzehnt erlebt haben, ist es bitter nötig, nach Wegweisern für die Gegenwart und Zukunft zu suchen. Goethe ist ein solcher Wegweiser, nicht allein, weil er ein großer Dichter war und die bedeutendsten Geschenke an die Menschheit hinterlassen hat, sondern weil er in diesen Werken und in seinem Leben alles aufs klarste entwickelt und offenbart hat, was das deutsche Volk nach seiner ganzen Veranlagung und Stellung im Kreise der Kulturvölker zu leisten vermag‘. Und weiter bekannte der Redner von diesem wegweisenden Genius des großen Meisters: ‚daß das deutsche Volk in ihm das Fundament findet, auf dem es seine Gegenwart und Zukunft sicher errichten kann“. Der genannte Reichspräsident war eine der Hauptsäulen des Marxismus: Ebert. Zehn Jahre später war es der romhörige Brüning, der zur Goethefeier einen Kranz in der Weimarer Fürstengruft niederlegte. Wie sagt doch Schiller? „Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll“.

Schopenhauer erkannte, daß der Mensch abrichtungfähiger ist als das Tier. Nur unter weidlicher Ausnutzung dieser Schwäche war es möglich, Goethes „Faust“ zum Gipfelwerk des Deutschen Schrift-

tums emporzufeiern, gleichwertig neben Beethovens Symphonien und dem Straßburger Münster. Diese Schopenhauersche Erkenntnis ist in dem Seelengesetz verankert, welches Mathilde Ludendorff aufgezeigt hat, und wonach sich das Göttliche in der Seele des Hörers stumm verhüllt, wenn ihm Tiefstehendes als Erhabenes gepriesen wird, und er dann der Willensbeeinflussung nur allzuleicht erliegt. Unzählige Kommentare wurden zu Heil und Ehre dieses „Kommentars der freimaurerischen Ordenslehre" verfaßt, worin nach Logenansicht das Freimaurertum nicht nur fragmentarisch, sondern erschöpfend und vollendet dargestellt ist. Wenn in der Reihe der osterlichen Mysterienfestspiele 1937 am Goetheanum in Dornach „Faust" erster Teil, in ungekürzter Form, gegeben wurde, so erscheint das begreiflich. Unbegreiflich aber ist es, daß für die Haupttagung des Deutschen Schillerbundes am 11. 4. 1936 ein Vortrag des Archivrats Hecker über Faust-Handschriften und Faust-Dichtung, und für die Schillerbund-Festspiele des gleichen Jahres eine Aufführung von „Faust" erster und zweiter Teil angesetzt wurde, während von Schiller lediglich „Wallensteins Lager", das sich in einigen Viertelstunden herunterspielt, in die Festfolge kam. Sollte etwa für den Schillerbund das seltsame Geständnis gelten, welches Hecker noch im November 1935 in aller Oeffentlichkeit abgelegt hat: daß er nämlich die Ziele und Wege des Freimaurerbundes nicht kennt, und eine Untersuchung des Bundes und seiner Bestrebungen für sich ablehnt?

Am 3. 5. 1827 unterhielt sich Goethe mit Eckermann über den jungen Pariser Literaturhistoriker Jean Jaques Ampère, der ihn in Weimar besucht hatte. Goethe lobte ihn: „Sodann über den ‚Faust' äußert er sich nicht weniger geistreich, indem er nicht bloß das düstere, unbefriedigte Streben der Hauptfigur, sondern auch den Hohn und die harte Ironie des Mephistopheles als Teile meines eigenen Wesens bezeichnet". Man kann es demnach Eugen Dühring nicht verargen, wenn er Mephisto einen „goethomorphen Brocken-Satan" nennt. Der große Gelehrte, der die heldische Gesinnung als höchstes Lebensgut wertet, mußte am „Faust" die Beschönigung des bewußt angerichteten Uebels tadeln. In Zusammenhang damit schreibt er in „Die Größen der modernen Literatur" (1. Bd. Berlin 1893): „Will man etwa einwenden, das Leben

sei nur zu oft derart, daß der Uebeltäter ungestraft bleibe oder gar Vorteil von seinem Treiben ziehe, so antworte ich, daß solche Tatsachen nicht an sich selbst, sondern daß nur unser Urteil und unsere Verwerfung dabei in Frage sind. Selbst das sogenannte Gewissen d. h. ein hinterher stachelndes Bewußtsein ist häufig genug gar nicht vorhanden. Jedoch nicht das, was tatsächlich vorkomme, sondern was dichterisch gebilligt, beschönigt oder gar verherrlicht werde, ist die entscheidende Frage. Wir wollen nicht für das Schlechte eingenommen werden und das häßliche Angesicht nicht mit einem Schleier von poetischem Flitterglanz verdeckt sehen. Man soll uns nicht zumuten, uns hinter diesem Schleier etwas Schönes und Edles einzubilden, während doch alle sonstigen Tatsachen das Gegenteil zeigen". Goethes Dichtung setzt sich vollkommen in Widerspruch zur Volksfabel und, nach Dühring, zum Volksempfinden dadurch, daß der Teufelsgenosse Faust, nachdem er eine ganze Sippe mit zugrunde gerichtet hat, nicht in die Hölle fährt. Wenn der Dichter sein Werk dennoch eine Tragödie nennt — sollte er damit auf die inneren Auswirkungen jener geheimnisvollen Macht angespielt haben, der er, durch furchtbare Eide gefesselt, mehr als die Hälfte seines Lebens hindurch hörig war? In der Schrift von Else Rost „Goethes Faust, eine Freimaurertragödie" (München 1931) wird diesem Gedanken mit klarem Blick nachgegangen. Ueber den zweiten Teil des „Faust" hat Goethe selbst 1827 geäußert: „Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat, dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der ‚Zauberflöte' und anderen Dingen der Fall ist".

Für Goetherverklärer mag das Werturteil etwas unangenehm sein, das der Dichter am 10. 1. 1825, in Gegenwart Eckermanns, einem englischen Ingenieuroffizier gegenüber fällte: „Freilich würde ich Ihnen zum ‚Faust' noch nicht geraten haben. Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von selbst getan haben, ohne mich zu fragen, so mögen Sie sehen, wie Sie durchkommen".

Schiller schrieb am 26. 6. 1797 an Goethe, daß es bei der Durcharbeit des „Faust" schwierig sei, „zwischen Spaß und Ernst hindurchzukommen."

Für unser Zeitalter des Rasseerwachens erscheint es besonders beachtlich,

wenn Friedrich Lienhard in seiner „Einführung in Goethes Faust" (Leipzig 1913) die Fußnote setzt: „Es mag hier die Abhandlung von Konrad Burdach ‚Faust und Moses' (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1912) Erwähnung finden. Zwischen der Feuererscheinung des Erdgeistes und der Erscheinung Jahwes im feurigen Busch vor Moses mögen in der Tat verwandtschaftliche Beziehungen herrschen; auch kann Herders Hinweis auf die magische Natur des Genius, insonderheit eines Moses, der sein Volk durch Wasser und Wüste führte, anregend gewirkt haben".

Wie im „Faust", so treten auch im „Märchen" die Hauptgedanken sozusagen maskiert auf. Auch hier erscheint Goethe als der Freimaurer, der sich nicht schlicht und klar ausdrücken darf. Auch hier ist allerhand Logenwissen „hineingeheimnist." 1795 entstanden, wie Schillers logengegnerisches Gedicht „Das verschleierte Bild von Sais", beschließt es die „Unterhaltungen deutscher Auswanderer", eine Sammlung von Erzählungen im Geschmack des Boccacio, welche Goethe für die von Schiller soeben gegründete Zeitschrift „Die Horen" beigesteuert hatte. Die freimaurerischen Anklänge begegnen im „Märchen" auf Schritt und Tritt. Der Strom, der ein gewisses Metall nicht leiden kann, erinnert an das Ablegen des Metalls bei der Logenaufnahme. Die Lampe, die das Dunkle nicht erleuchten darf, läßt sich auf die vorgetäuschte Kerze beziehen, die bei der gleichen Gelegenheit eine Rolle spielt. Die als Lohn vereinbarten neun Früchte mögen den neun Erkenntnisstufen des Ordens entsprechen. Die unterirdische Halle, auch Tempel oder Heiligtum genannt, enthüllt sich als Logensaal. Hier thronen Weisheit, Schönheit und Stärke als die zur Tarnung herausgestellten Ideale der „Königlichen Kunst." Der eherne König ist mit Lorbeer geschmückt, dem Siegeszeichen beim Eintritt in die ewige Loge. Der goldne König stellt an die Schlange drei Fragen, der Alte hütet drei Geheimnisse, das Schicksal der Lilie entscheidet sich durch das dreimalige Ertönen der Worte: „Es ist an der Zeit." Die Mitternacht gilt als die glückliche Stunde, in der die Aufforderung ergeht, daß jeder sein Amt verrichte, und jeder seine Pflicht tun soll; dazu Weissagungen, verschlossene Türen, wunderbares Geräusch, heiliges Licht, Zeichen und Wunder — alles wie aus

dem Logenzeremoniell herausgegriffen! Unverfälschte Logensprache ist es, wenn im Zusammenhang mit einem Aufenthalt im Tempel gesagt wird: der Alte versank nach Westen und die Schlange nach Osten. Der Tempel ist, genau wie die Loge, mit Säulen, Altar und Vorhof ausgestattet, und der Jüngling gürtet sich, nachdem er seine Reise im Tempel beendet hat, mit einem Schwert, wie der Großmeister bei festlichen Anlässen.

Die Dichtung hat nicht weniger Erklärungversuche erfahren als „Faust", obwohl Goethe, wie aus einem Brief Schillers hervorgeht, eine bestimmte allgemeine Idee zugrunde gelegt haben will. Schiller schreibt am 29. Aug. 1795 von Jena aus: „Das Mährchen ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, ‚das gegenseitige Hülfleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander' recht artig ausgeführt". Das gegenseitige Hülfleisten, die bekannte Lockspeise an der Freimaurerangel, scheint aber als Grundgedanke nicht voll überzeugend auf Schiller gewirkt zu haben. Denn er fährt fort: „Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit auferlegt, daß alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen". Goethe knüpft an dieses Urteil an, indem er am 3. Sept., während eines Aufenthalts in Ilmenau, an Schiller schreibt: „Das Mährchen wünschte ich getrennt *), weil eben bey so einer Produktion die Hauptabsicht ist die Neugierde zu erregen. Es wird zwar immer auch am Ende noch Rätzel genug bleiben". Goethe bezeichnet also jetzt sein „Märchen" selber als ein Rätsel. Im gleichen Sinn schreibt er am 26. Sept. von Weimar aus: „Selig sind die da Mährchen schreiben, denn Mährchen sind á l' ordre du jour **) . . . Ich hoffe die 18 Figuren des Dramatis sollen, als soviel Räzel, dem Räzelliebenden willkommen sein". Es kommt aber noch besser. Am 23. Dez. wendet er sich brieflich an Schiller: „Hier liegt eine Erklärung der dramatischen Personen des Mährchens bey von Freundinn Charlotte***). Schicken Sie mir doch geschwind eine andere Erklärung

*) Es sollte als Ganzes im 10. Heft der „Horen" erscheinen.

**) Bezieht sich auf politische Tagesereignisse.

***) Gemeint ist Charlotte von Kalb.

dagegen, die ich ihr mittheilen könnte. Ich habe noch geschwind einige Varianten zur Erklärung gesetzt, wenn Sie auch noch die Summe vermehren, so wird eine Verwirrung ohne Ende aus diesen Aufklärungen zu hoffen sein". Wie sonderbar! Warum klärt Goethe die Freundin nicht selber auf? Warum bittet er um eine neue Erklärung? Warum hofft er auf zunehmende Mißdeutung? Sollte Charlotte von Kalb auf der rechten Fährte gewesen sein? Schiller antwortet bereits zwei Tage später: „Hier ein kleiner Beytrag zu der Interpretation des Mährchens. Er ist mager genug, da Sie mir mit dem beßten schon zuvorgekommen. In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht soviel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen". Was wohl Schiller über das Ansinnen gedacht haben mag, mit welchem er hier überrascht wurde? Am 26. Dez. dankt Goethe für den Beitrag, und fügt hinzu: „wir würden freilich noch ein bischen zusehen. Ich hoffe aber doch noch auf eine günstige Wendung in den Unterhaltungen, meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können". Das soll wohl heißen, daß er sich über die mißglückten Deutungversuche des „Märchens" zu belustigen gedenkt. Zum letztenmal erwähnt er das Stück in einem Schreiben vom 22. Nov. 1797: „Die Rätzel-Geschichte ist nun schon mehrere Jahre vorbey und klingt immer noch nach".

Um einen Begriff davon zu geben, wie weit die Deutungversuche inhaltlich auseinanderklaffen, sollen drei von ihnen kurz dargeboten sein. Edmund von Sallwürk sieht den Kern der Symbolik in der Unzufriedenheit über die Zersplitterung Deutschlands. Albert Bielschowsky meint: Der junge König ist der Genius des deutschen Volkes, die Lilie das irdische Abbild der Schönheit in Kunst und Poesie, die Irrlichter sind die Wirrköpfe unter den Schriftstellern, der Schatten des Riesen ist der politische Wahn, die Schlange der Gemeinsinn, der Alte mit der Lampe ist Gott, seine Frau die Welt. Und Hecker erklärt: „Der Riese, das ist die Revolution, sein weitreichender Schatten ist der unheilvolle Einfluß, der sich von dem gewaltigen Ereignis über die Nachbarländer verbreitet . . . Goethes Riese ist freilich nur ein blind tappender Tölpel . . . aber gleichwohl erheischt es das Heil der Menschheit, daß er zum Stillstand gebracht

werde. Und das ist der Grundgedanke des Märchens: die Ueberwindung der Revolution". Zum Beweis für die Stichhaltigkeit seiner Auslegung berichtet Hecker, daß Goethe bald nach Vollendung des „Märchens" eine Reise nach Frankfurt plant, die nicht unter sechs Wochen dauern soll. Am 11. Oktober 1795 reist er ab, gelangt aber nur bis Eisenach. Von hier schreibt er am 13. Oktober an Schiller: „Die Oesterreicher sind wieder über den Main herüber und umgeben Frankfurt, und vielleicht ist es zwischen ihnen und den Franzosen schon zur Schlacht gekommen. In ein solches Gewirre möchte ich von heiler Haut mich nicht hineinbegeben, da ich dergleichen anmutige Situationen schon kenne". Schiller erwidert am 16. Oktober: „Es ist mir in der Tat lieb, Sie noch fern von den Händeln am Main zu wissen. Der Schatten des Riesen könnte Sie leicht etwas unsanft anfassen". Angenommen, Hecker habe mit seiner Deutung ins Schwarze getroffen, dann müßte Goethes Verhalten, wie es die eingangs erwähnten Briefe widerspiegeln, als in höchstem Maß verantwortunglos erscheinen. Denn er hätte seine Zeitgenossen im Unklaren gelassen über eine Riesengefahr, die er nicht scharf genug hätte kennzeichnen können, zumal in seiner Eigenschaft als Staatsminister. Die Triebfeder dieses volksfremden Verhaltens ließe sich dadurch begreifen, daß er als Logenbruder die französische Revolution nicht bei Namen nennen durfte. Auffallend ist, daß Hecker von den einschlägigen Briefen lediglich die beiden vom Oktober 1795 heranzieht, während er alle anderen verschweigt. Einen Anhaltspunkt, daß Schiller mit dem fraglichen Hinweis tatsächlich den Umsturz von 1789 im Sinn gehabt hat, kann Hecker nicht geben.

Nun birgt das „Märchen" außer den bereits aufgezählten freimaurerischen Verzahnungen eine Gestalt, die bisher nur wenig Beachtung gefunden hat. Es handelt sich um einen Hund, freilich nicht wie in „Faust" oder wie auf dem Bild von Mozarts Begräbnis oder wie auf dem Meisterbrief der Loge „Zur Eintracht" in Porto Alegre, um einen Pudel, sondern diesmal um einen Mops. In seinem Brief vom 29. Aug. 1795 bemerkt Schiller: „Sehr charakteristisch ist die schöne Lilie mit ihrem Mops". Hecker sieht in dem Tier die „niedere Natur" der „beschränkten, eiteln, geschwätzigen, neugierigen" Alten verkörpert, je-

ner Frau, die bei Bielschowsky die Welt versinnbildlicht. Nach Heckers Deutung stirbt der Mops am Gold der Weisheit, und wir lesen dann noch: „Uebrigens war der Mops der Modehund der damaligen Zeit; Goethe mag oft genug die anmutigen Damen der Weimarer Gesellschaft in demselben Spiel mit dem verzogenen Liebling gesehen haben, in dem er uns die schöne Lilie vorführt". Er mißt also dem Tier keinerlei Bedeutung bei, und wertet es lediglich als „Attribut" der Alten, obwohl es weit mehr den Umgang der Lilie genießt. Hier wird durch die Auslegung offensichtlich Vergewaltigung getrieben. „Welch ein Unglück!" klagte die Alte, als sie den Mops tot am Kamin fand. Im Schein der heimkehrenden Lampe verwandelte sich der kleine Leichnam zu dem schönsten Onyx. Die Alte trug das natürliche Kunstwerk in einem Korb zur Lilie, daß sie es wieder ins Leben riefe und als Gefährtin bei sich behielte. Dazu sollte die Alte die wichtige Botschaft überbringen: „ihre Erlösung sei nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sei an der Zeit". Unterwegs begegnete sie dem Jüngling, dem sie die Geschichte des Hundes vertraute. Er hob den Mops, der sanft zu ruhen schien, aus dem Korb. „Glückliches Tier!" rief er aus, und streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings, als wenn er lebte, erwärmt hatten. Die Lilie empfing den Onyx mit Vergnügen und Verwunderung. Bei diesem Auftritt wartet Goethe — es ist das einzigemal im ganzen „Märchen" — mit Versen auf, die von der Lilie unter Harfenbegleitung gesungen werden. Die auf den Onyx bezügliche Verszeile lautet: „Der Mops von Edelstein, hat er wohl seinesgleichen?" Nachdem sie ihn durch Berührung lebendig gemacht hatte, nahm sie ihn auf den Arm, drückte ihn an ihren weißen Busen und küßte die schwarze Schnauze mit ihren himmlischen Lippen. Auf seine Neckereien antwortete sie dem durchsichtigen Liebling mit dem freundlichsten Betragen. Als sie durch den Tod des Jünglings in tiefstes Leid versetzt wurde, suchte sie der Mops zu trösten. Bei dem feierlichen Zug zum Heiligtum der Könige trug sie ihn als ihren liebsten Zeitvertreib auf dem Arm.

Wer die Geschichte der Freimaurerei kennt, denkt hier unwillkürlich an den Mopsorden. Von der Entstehung und dem Wesen dieses Geheimbundes

handelt ein Aufsatz in „Ludendorffs Volkswarte“ Folge 17/1933, der sich auf die „Freimaurerische Zeitschrift der Großloge Zur Sonne“ (Jahrg. 1912) und auf Keils „Gartenlaube“ (Jahrg. 1897) stützt. Beide Quellenschriften bringen ihre Ausführungen unter dem Titel „Der Mopsorden.“ Im Jahr 1736 erließ Papst Clemens XII. auf Betreiben der Jesuiten *) einen Bannstrahl gegen die Freimaurer, der den katholischen Mitgliedern des Ordens den Verlust der Kirchen- und Bürgerrechte androhte, falls sie die Loge nicht deckten. Dieses Umstandes wegen wurde für die Romgläubigen eine neue Geheimverbindung geschaffen, die äußerlich vom Brauchtum der Freimaurerei abwich, im Kern aber das gleiche war. Man wählte als Sinnbild der Treue und Anhänglichkeit den Mops, und nannte die Mitglieder Möpse. Das wichtigste Täuschungmittel nach außen hin war, daß auch Frauen in diesen Orden eintreten konnten. Den Logen standen als Meister zwei Großmöpse vor, ein Mann und eine Frau, die sich halbjährlich in der Leitung ablösten. Nach der französischen Revolution, aus der die Freimaurerei gestärkt gegen Rom hervorging, war das Ordensgebilde hinfällig geworden. Einer Verordnung vom 8.. 2. 1748 zufolge, wurde in Göttingen eine akademische Mopsloge aufgehoben, während der Orden in Köln unter der Leitung des Kirchenfürsten Clemens August noch weiter bestand. Das Bayreuther Großlogen-Museum bewahrte eine Plastik, die einen Mopsbruder mit Schurz darstellte.

Welche Fäden werden nunmehr sichtbar, wenn das „Märchen“ erzählt, daß vier schöne Mädchen zur Pforte des Tempels hereintreten, daß der neubeseelte Jüngling als König und die Lilie als Königin im Heiligtum walten, und daß von nun an neben der Weisheit, Schönheit und Stärke auch die Liebe im „Reich der Väter“ herrschen soll, bei welchen Worten der König der entschleierten Lilie um den Hals fällt! Sollte Goethe mit dem „Märchen“ bezweckt haben, heimlich eine Lanze für den Mopsorden zu brechen? Die „katholisierende Tendenz“, wie sie am Schluß des „Faust“ hervortritt, und die erst recht im Bereich des Mopsordens nicht fehlen darf, verrät sich im „Märchen“, wenn die Lilie den Alten glück-

*) Gegenwärtig sind sich Freimaurer und Jesuiten einig. Verbrüderung am 28.6.1928 in Köln, dem Tag des Freimaurermordes in Serajewo, des Freimaurer-Kriegszielkongresses in Paris und des Freimaurerfriedens von Versailles.

strahlend als „Heiliger Vater" anredet, wenn der silberne König dem Jüngling das Zepter überreicht mit dem Zuruf: „Weide die Schafe!", und wenn es gegen das Ende zu heißt: „das Volk fiel auf sein Angesicht." Die Schlußzeilen des eingestreuten Gedichts: „Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse? Ach! warum ist die Brücke nicht erbaut?", welche Goethe im Brief vom 26. Sept. 1795 wiederholt, wären dann aufzufassen als ein Ausfluß des Unmuts, daß an der Ilm noch kein Tempel des Mopsordens steht, und die Brücke zwischen den zwei Geschlechtern innerhalb der Freimaurerei noch nicht gebaut ist *). Daß der erste Gedanke zu der Dichtung durch ein Erlebnis an der naherauschenden Saale in Goethe geweckt wurde, sei nur im Vorübergehen bemerkt.

Was „Wilhelm Meister" betrifft, so wird die ihm anhaftende Geheimniskrämerei durch Goethe selbst bestätigt, wenn er am 8. 6. 1821 im Gespräch mit Friedrich von Müller urteilt „Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt noch etwas dahinter. Jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem" — ein Urteil, das vom „Faust" ebenso gilt wie vom „Märchen." Kein Wunder, wenn diese Dichtungen das Herz unseres Volkes nie gewonnen haben.

Die Art und Weise, wie es zur Abfassung des „Wilhelm Meister" kam, wirft ein grelles Licht auf das Treiben der Geheimorden. Schulze-Berghof hat in seinem Aufsatz „Goethes Großkophta" in den „Hamburger Nachrichten" vom 26. 2. 1933 alles Wissenswerte darüber zusammengetragen. Er weist nach, daß das Lustspiel, welches die berüchtigte Halsbandgeschichte behandelt, seinem Logenvorgesetzten Weishaupt mißfiel, weil es ihn zu kritisieren schien. Weishaupt trug dem Br. Bode auf: „Der Ordensgeneral erwartet von Ihnen, daß Sie sich morgen früh zu Goethe begeben, ihm seine Ordensverbrechen vorhalten, ihn an seine Ordenspflicht erinnern und ihn dann in meinem Namen und dem der geheimen Oberen befehlen, den ‚Großkophta' sofort und für immer vom Spielplan abzusetzen". Goethe widerstrebte eine Zeit lang.

*) In Frankreich besteht seit etwa 1880 der freimaurerische internationale Orden „Das Menschenrecht", der sich aus Männern und Frauen zusammensetzt, während sich in England heute Logen betätigen, die nur Frauen aufnehmen.

Weishaupt gab den geheimen Oberen in Mainz Bericht und unterbreitete Rachepläne. Man ging aber nicht darauf ein, weil man klüger zu tun glaubte, wenn man sich Goethe als Lobredner auf die Logen heranzüchtete, statt ihn zu „erledigen." „Dann empfing Goethe durch einen vermummten ‚Basilius' von Mainz her über Gotha eine ernste Verwarnung wegen der Aufführung des ‚Großkophta.' Zur Strafe und Sühne für die Buchausgabe der Dichtung sollte er schriftlich geloben, nichts mehr gegen die geheimen Gesellschaften zu schreiben, und sich verpflichten, in einem seiner nächsten Werke darzustellen und zu bekunden, welche segensreichen Wirkungen von den geheimen Gesellschaften für die Erziehung, Aufklärung, Bildung und Veredlung der Menschheit ausgehen". Goethe, der den Fall bereits ordenspolitisch begraben wähnte, sträubte sich noch einmal. „Doch die geheime Zucht des Ordensgehorsams behauptete sich, und die dunkle Willensmacht des Ordensgeistes richtete sich so schicksalhaft drohend und zwingend vor ihm auf, daß er sich knirschend beugte und versprach, wenn auch mit versteckter Ironie und echt illuminatischer Verklauselung, in ‚Wilhelm Meister', seinem Lebensroman, den an sich selbst erfahrenen Segen einer heilsamen geheimen Erziehung und Ordenserleuchtung zu schildern, nach seinem unzulänglichen Willen und Vermögen als Illuminat. Geschlossen, wie ihn der Urteilsspruch erreichte, ging auch Goethes Erklärung versiegelt unter der Aufschrift ‚Primo', das hieß, sie war nur für die Oberen bestimmt und durfte nicht wie die gewöhnlichen ‚Quibuslicet-Zettel' von den nächst höheren Ordensvorgesetzten geöffnet werden, dorthin zurück. Niemand kannte also in Goethes unmittelbarer Umgebung seine wirkliche Strafe und sein Versprechen, seine ordenspolitische Knebelung als Schaffender für die Gegenwart und Zukunft. — Andererseits hatte die politische und persönliche Rachsucht Weishaupts als Wühlgeist des gesamten Geheimbündlertums dafür gesorgt, daß Goethes ‚Großkophta' auf der Bühne fast überall durchfiel, und daß es in Leipzig sogar bei der Wiederholung des Stückes zu einem Theaterskandal kam".

Goethe, „der Esoteriker und Freimaurer", wie ihn Lienhard nennt, hat sich also in Gedanken an Dolch und Gift gebeugt, wie im Fall des „Demetrius", und sich der Freiheit des Schaffenden begeben. Er

konnte sich nicht entschließen, den Weg, den er mit seiner Kritik im „Großkophta“ beschritten hatte, kühn und unbeirrt weiterzugehen. Eugen Dühring hat recht, wenn er ihm ein nur lyrisches Naturell zuerkennt. Der Heroismus lag nicht im Wesen des Olympiers. Das bekundet sich auch eindringlich in seinen Plänen zum „Tell“, welche er in den Annalen aus dem Jahr 1806 umreißt, und wonach er vorhatte, aus Tell „eine Art Damos zu machen, einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Tierfelle und sonstige Waren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt und ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und ententschlossen“; Geßler aber schwebte ihm vor als „einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken, oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann“. Hätte solchen Plänen jemals eine heldische Dichtung entsteigen können?

Die Frage, wie Goethes Handeln gegenüber der Logentyrannis einzuschätzen ist, beantwortet sich durch die Strophe Theodor Storms:

„Der eine fragt: was kommt danach?
Der andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
der Freie von dem Knecht“.

Man kann Bismarck in seiner stolzen Lebenskraft verstehn, wenn er — es war 1858 in Frankfurt — bei dem Vortrag des Goetheschen Gedichts „An den Mond“, worin es heißt: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt“, in den Stoßseufzer ausbrach: „Welche Schneiderseele, dieser Goethe!“

Friedrich der Große hatte den Giftmordversuch seines Kammerdieners Glasow und den Mordanschlag im Lager zu Strehlen abzuwehren. Lessing erhielt in Hamburg ein Denkmal errichtet, am Sockel das Bildnis einer Maske, der ein Dolch durch die Schlagader des Halses gestoßen ist. Mozart vertraute seiner Frau auf dem Sterbebett: „ . . . gewiß

man hat mir Gift gegeben! Ich kann mich von diesem Gedanken nicht loswinden", und wurde in einem Massengrab verscharrt. Das Haus in Gohlis, worin Schiller das „Lied an die Freude" schrieb, das die Freimaurer unter ihre Logengesänge einreihten, das er selbst aber in die Ausgabe seiner Gedichte von 1800 als „ein schlechtes" nicht mehr aufnahm, trägt eine Gedächtnistafel, an welcher der linken Maske ein Dolch bis zum Griff ins Auge gebohrt ist.. Alle diesen Großen haben dem Schicksal, wie es die Logen an sie herangetragen haben, die heroische, die Deutsche Antwort gegeben, im seelischen Einklang mit dem Göttlichen, so daß sie als Charaktervorbild doppelt erhaben vor den kommenden Geschlechtern stehn.

Es ist ein häufiger Gebrauch, die Deutsche Sprache als „die Sprache Goethes" zu bezeichnen. Wir werden auch davon abrücken müssen. Durch Mathilde Ludendorff wissen wir, daß die Muttersprache eines Volkes in all ihren Wortbildungen innig mit dem ererbten Gotterleben zusammenhängt, ja daß sie die regste Verbindung zwischen dem Bewußtsein und dem ererbten Gotterleben des Unterbewußtseins darstellt, und darum von lebenswichtiger Bedeutung für ein Volk ist. In ahnendem Gefühl hat der Deutsche Dichtermund diese Tatsache immer wieder verkündigt, und der Preisgesang auf unsere Muttersprache klingt durch Jahrhunderte. Und Goethe? Er klagt in seinen „Venezianischen Epigrammen" von 1790:

„Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Ton hab ich auch Manches gedruckt,
unbeständig jedoch und nichts gelernt und geleistet.
Nur ein einzig Talent bracht ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb ich unglücklicher Dichter
in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst".

Friedrich Klopstock wies ihn mit folgendem Zweizeiler zurecht, welcher der Deutschen Sprache selber in den Mund gelegt ist:
„Goethe, du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
wäre dir dies nicht gram. Goethe, du dauerst mich auch!"
Nur aus dieser volksvergessenen Einstellung zu unserer Muttersprache läßt es sich erklären, wenn Goethe am 18. 1. 1825 im Gespräch mit

Eckermann, Rehbein und seinem Sohn August über „Hermann und Dorothea" urteilt: „Es ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil lesen. Besonders lieb ist es mir in der lateinischen Uebersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt".

„Geist von Weimar“

Am 1. 12. 1775 schrieb Goethe an den Philosophen Fritz Jakobi: „Was sagst Du zu den Morgenstunden *) und den jüdischen Pfiffen . . . Wie er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christe, wie schlimm wird es dir ergehen, wenn er deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird“. Der junge Goethe war sich also über die Gefahr des jüdischen Geistes vollkommen klar. Er ahnte nicht, daß seiner Seele noch Schlimmeres als Eingesponnenwerden bevorstand. Als Freimaurer ließ er sich einfügen in den unsichtbaren Tempel Salomos, gemäß dem Richtspruch des Br. Friedrich Rückert:

„Willst du, daß wir mit hinein
in das Haus dich bauen,
laß es dir gefallen, Stein,
daß wir dich behauen“.

So wurde er die Hilfe jenes unduldsamen Moses Mendelssohn, der in seiner Verranntheit den Glauben abverlangte, daß der biblische Moses die nach ihm benannten Bücher mit seinen Tränen als Tinte geschrieben habe, und leistete ihm ungewollt Vorarbeit zu seinem Ziel, der Judenschaft die Deutschen Bürgerrechte zu erringen. So wurde er auch für den Geist des Juden Spinoza enpfänglich. In einem Gespräch über die Brüder Schlegel und Tieck vom 2. 8. 1815 äußerte er: „Ich führe die ‚Ethik‘ von Spinoza immer bei mir . . .“ Und am 7. 11. 1816 schreibt er an Zelter: „Ich habe unendlich viel von Linné gelernt, nur nicht Botanik. Außer Shakespeare und Spinoza wüßte ich nicht, daß irgend ein Abgeschiedener eine solche Wirkung auf mich getan“. Dieser jüdische Umgang mußte seinen Charakter und seine Lebensauffassung notwendig beeinflussen. Gelegentliche antisemitische Ausfälle von ihm können darüber nicht hinwegtäuschen. Gottfried Keller spricht denn

*) Eine Veröffentlichung des polnischen Talmudjuden Moses Mendelssohn.

auch in seinem Tagebuch vom 16. 8. 1843 von Goethes „Privatnichtcharakter." Umsonst hat nicht die jüdische Presse soviel Goethepropaganda getrieben. Wie aus der Schrift „Maximilian Stein, Vorträge und Ansprachen", mit einem Geleitwort von Oberrabiner Baeck in Berlin, Präsident des Bne Brith-Ordens, hervorgeht, rühmen sich die Juden noch heute, daß sich der jüdische Salon der Rahel Levin eifrig darum bemühte, Goethe volkstümlich zu machen. Damit berührt sich auch, wenn der sattsam bekannte Jude Magnus Hirschfeld in seinem mit Recht verbotenen Buch „Liebesmittel" (1929) jene Reimerei abdruckt, worin sich Goethe selbst verspottet, weil einmal bei einem Abenteuer seine Manneskraft versagte. Die Republik von Rathenaus Gnaden brauchte sich nicht das Geringste zu vergeben, wenn sie den „Geist von Weimar" beschwören ließ. Daß dabei an Schiller nicht gedacht war, bestätigt der Jude Siegfried Trebitsch, wenn er im „Neuen Wiener Journal" vom 6. 11. 1921 zu schreiben sich erkühnt: „Nur wenn der Begriff ‚Vaterland' vollständig aufhört und ausgemerzt wird aus den werdenden Gehirnen, um dem Begriff Menschheit Platz zu machen . . . kann das Morgenrot einer neuen, friedlichen Welt zu dämmern beginnen . . . Einen Namen zumal, den die Fahnen der deutschen Jugend solange vorangetragen haben, den Dichternamen Friedrich Schiller, werden sie vergessen lernen müssen".

Die Wirkung des Fremdgeistes wird deutlich, wenn man auf den Wandel sieht, dem Goethes Bewertung der Freiheit, dieses Grundgesetzes der Deutschen Seele, unterworfen ist. Im „Götz" erschallt dreimal nacheinander, in ernster Gefahr, Huttens leidenschaftliche Losung, die auch Ludendorff zu der seinen gemacht hat: „Es lebe die Freiheit!" Und Götz fügt die prachtvolle Bekräftigung hinzu: „Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben". Doch im Bann der Freimaurerei, wo die knechtische Gottvorstellung des Juden umgeht, verkündigt er die geheimrätliche Weisheit: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein"; und am 18. 1. 1827 äußert er sich zu Eckermann: „Durch alle Werke Schillers geht die Idee von Freiheit . . . in seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle . . . und

ich möchte sagen, daß diese Idee ihn getötet hat . . ."

In der Frage nach der Stellung zum Christentum, dieser „Propagandalehre des Judentums", hat sich Goethe, im Gegensatz zu Schiller und Hebbel, nie zur Klarheit durchzuringen vermocht. Fällte er auf der einen Seite Urteile wie das Epigramm von 1790, worin er als die vier größten, ihm wie Gift und Schlange verhaßten Uebel aufzählt: „Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †", so prägte er auf der andern Seite Worte wie das vom 11. 3. 1832: „Ueber die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird der menschliche Geist nicht hinauskommen!" Wie sehr es berechtigt ist, diese Verwirrung zu einem wesentlichen Teil auf das Schuldkonto der Logenzugehörigkeit zu buchen, bezeugt Br. Gloede in seinen 1901 herausgegebenen „Allgemeinen Instruktionen, Lehrbuch für die Mitglieder der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Als Handschrift mit großmeisterlicher Genehmigung für Brr. Freimaurer gedruckt". Es heißt da im Anschluß an eine Betrachtung des Maurerdegens: „Darum rät auch schon der Meister von Nazareth selber, seine Jünger möchten den Mantel verkaufen, um mit dem erlösten Gelde ein Schwert einzukaufen (Luk. 22, 36), denn er sei gekommen, nicht um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, indem er entzweien werde den Sohn mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter, die Schwiegertochter mit der Schwiegermutter; wer nämlich Vater und Mutter mehr liebe als ihn, sei seiner nicht wert, und ebensowenig sei seiner wert, wer Sohn oder Tochter mehr liebe als ihn (Matth. 10, 34—39). Liebe zu Gott *) macht darum das Wesen dieser Christlichkeit aus und ist der Gipfel aller freimaurerischen Tugenden". Die enge Verbindung zwischen Freimaurerei und Christentum bestätigt sich auch in den „Mitteilungen aus dem Verein Deutscher Freimaurer, Februar 1925", worin versichert wird: „Uns Deutschen Frmrn. ist Goethes ‚Faust' und ‚Wilhelm Meister' ebensowenig ein Geheimbuch wie die Bibel und insonderheit das Ev. Johannes. Lebensbücher, keine Geheimbücher. Wenn auch nicht jeder darin zu lesen versteht". In Br. Widmanns „Concordanz", die in dem Frankfurter Freimaurerprozeß

*) Lies: Jahwe!

von 1932 mehrfach genannt wurde, steht: „Die Bibel ist das größte Licht unter den drei notwendigsten Geräten der Loge. Auf die Bibel legen wir den Maurereid ab". In Br. Hiebers „Sammlung freimaurerischer Vorträge" lesen wir noch über Goethe: „Das größte Licht unserer K. Kunst war auch ihm aus der Bibel aufgegangen". Da er sich rühmte, auch seine sittliche Bildung aus der Bibel geschöpft zu haben, so tut eine christliche Missionszeitung ganz recht daran, wenn sie seine Bibelliebe unterstreicht.

Muß ein arischer Charakter mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes an Klarheit und Festigkeit einbüßen, wenn er sich auf das Christentum gründet, da dieses nach Nietzsche „die antiarische Religion von reinstem Wasser" — um wieviel mehr muß es einen Charakter schädigen, wenn dieser schon in seiner Anlage zu Schwächen neigt. Bei Goethe scheint das der Fall gewesen zu sein. Mit einer Offenheit, die fast schaudern macht, hat er von sich gesagt: „Wenn ich von den verschiedenen Verbrechen in den Tageszeitungen lese, so habe ich die Empfindung, daß ich fähig wäre, ein jegliches davon selbst zu begehen". Der Ausspruch wird zuerst von Ralph Emerson in seinem weltbekannten Buch „Repräsentanten der Menschheit" (1850) erwähnt, Hermann Grimm bestätigt ihn inhaltlich in seinen „Vorlesungen über Goethe" (7. Auflage, Stuttgart 1903), desgleichen Prof. Schwalbe in seinem Aufsatz „Auf den Spuren Goethes" („Frankfurter Zeitung" 1912), während der ehemalige Direktor des Weimarer Goethearchivs, Prof. von Oettlingen, versicherte, daß sämtliche Mitglieder des Instituts sich dieses Bekenntnisses zwar entsinnen, aber den Ort der Veröffentlichung nicht anzugeben vermöchten. Vielleicht darf dazu jene Stelle aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (6. Buch) in Beziehung gebracht werden, wo der Held des Romans von sich gesteht: „Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht umschränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens und welche Ungeheuer man nennen will, hätte werden können. Die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen". Fritz Jakobi urteilt nach seiner ersten Bekanntschaft mit Goethe: „Er ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln". Und Schiller schreibt am 2. 2. 1789 an Körner:

„Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen". In der Angelegenheit mit Friederike Brion, welche die Gemüter immer wieder beschäftigt, wird durch Eduard Engel vieles angedeutet, wenn er schreibt: „Erst durch die Zerstörung ihrer jungen Mädchenseele, erst durch ein gefürchtetes oder wirklich drohendes Verhängnis, daran Ehre und Leben hingen, tritt Friederike für uns in den düster tragischen Kreis". Es ist nicht zufällig, daß Goethes „Heidenröslein", als Umbildung eines alten Volksliedes, in der Straßburger Zeit entstanden ist. Denn in diesem Lied bringt er offen zum Ausdruck, daß es das Mädchen „eben leiden muß", wenn ein Unbeherrschter in das Heiligtum ihrer Ehre eindringt und ihren Willen zu Deutscher Haltung freventlich bricht. Man muß den ursprünglichen Wortlaut, der mindestens 400 Jhre alt ist, in seiner Keuschheit, Innigkeit und Unbefangenheit kennen, und dazu die zartbeschwingte Melodie, wie sie von Hans Breuer in seinem „Zupfgeigenhansl" wieder lebendig gemacht worden ist, um voll zu ermessen, von welcher Höhe der Gesittung wir herabgeglitten sind, wenn wir die Umformung des Frankfurter Patriziersohns zur Hand nehmen. Von Gudrun zu Gretchen — so ließe sich der durch das Christentum bedingte verhängnisvolle Wandel umschreiben. Es wirkte wahrhaft erlösend, als der Führer-Stellvertreter in bedeutsamer Rede erklärte, daß das Gretchen-Ideal überwunden werden müsse.

Und wie befremdend Goethes Verhältnis zu seiner Mutter! Der Tod des Vaters konnte ihn nicht veranlassen, die Vereinsamte aufzusuchen. Er läßt einmal 13 Jahre vergehn, ehe er ihr Haus betritt. Auf der Rückreise von Italien verspricht er zu kommen, hat bereits sein Gepäck vorausgeschickt, und sagt plötzlich wieder ab. Und als sie im 76. Lebensjahr stirbt, hat er sie wieder 11 Jahre lang nicht gesehen. Bielschowsky nennt das Verhältnis zur Mutter den dunkelsten Punkt in Goethes Leben.

Ein Hauch dieser Herzenskälte ist auch zu verspüren, wenn er über Schiller, dem er geschrieben hatte, daß er ihm eine zweite Jugend verdankt, und daß er durch ihn wieder zum Dichter gemacht wurde, die dunklen Worte spricht: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporge-

stiegen ... daß Schiller so frühe von hier wegschied, kommt auch uns zugute".

Manches im Charakterbild Goethes wird erklärlich, wenn man berücksichtigt, was Prof. Dr. Rittershaus von der Psychiatrischen Klinik der Universität Hamburg in der Schrift „Rund um den Alkoholismus" (Berlin 1936) zu dem Thema „Alkoholismus als Problem der Sozial- und Rassenhygiene" schreibt. Nachdem er der Meinung entgegengetreten, daß nur wer erblich seelisch-minderwertig ist, durch Alkoholgenuß geschädigt werde, nicht aber der gesunde Mensch, führt er als warnendes Beispiel an: „Goethe hat sehr gerne getrunken und auch Christiane Vulpius dazu verleitet. Alle Kinder, die sie ihm geboren, sind in der frühesten Jugend gestorben, nur ein Sohn wuchs heran, und dieser wurde ein schwerer Trinker und starb an Delirium, und auch dessen Kinder starben früh oder waren arme willensschwache, psychopathische Menschen, die nicht zur Fortpflanzung gelangten. War es nun wirklich so wünschenswert, daß hier ein allerdings nicht ganz gesunder Erbstamm durch Alkohol und Keimvergiftung in dieser Weise ausgerottet wurde? .... Gewiß, bei Goethe kann man von einer angeborenen Abartigkeit sprechen, er selbst war von jäh wechselndem Temperament, er hatte Zustände krankhaften Gemütsumschwunges und andere von schwerster Niedergeschlagenheit und seelischer Hemmung ..." Wie es auch für gesundes Denken und Empfinden immer unverständlich bleiben wird, daß er mit 74 Jahren um die Hand der zwanzigjährigen Ulrike von Levetzow warb, und erst nach einem heftigen Zusammenstoß mit seinem Sohn den Heiratsplan aufgab.

Diese Dinge muß man ins Auge fassen, um gegen die Künste der „Goethemanen" gefeit zu sein, und um zugleich jene öffentlichen Stimmen würdigen zu können, die bald nach Goethes Tod laut wurden, und die der judenfreundlichen Journaille so gar nicht in den Kram paßten. Daß die Freimaurerei die treibende Kraft gewesen ist bei dem Bestreben, Goethe als höchsten Deutschen Geistesfürsten herauszustellen, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Sie hat im Großen geübt, was Goethe, wie der Geschichteforscher Wolfgang Menzel angibt, selber getan hat, indem er in seinem Zimmer zu Weimar es durch Berechnung des

Lichts so einrichtete, daß er bei der ersten Begrüßung des Fremden in der malerisch günstigsten Beleuchtung erschien.

Nur eine einzige jener Stimmen sei hier angeführt. Sie ist durchpulst vom Atem der Unbestechlichkeit, und ihre Feststellungen sind von völkischer Warte aus mit glühendem Herzen und scharfblickendem Geist gemacht. Es ist eine Ansprache des Literaturforschers F. Gustav Kühne, welche dieser im Jahr 1836 in Leipzig gehalten hat, und welche die „Thüringische Gauzeitung" vom 11. 7. 1936 unter der bezeichnenden Ueberschrift „Goethe und sein Volk" im Auszug wiedergibt. Das Blatt bemerkt dazu: „Ueber ein Jahrhundert hinweg berühren wir uns aufs engste mit diesen Gedanken, wenn wir sie auch nicht in vollem Umfang zu den unseren machen". Der Einschränkung beizustimmen, dürfte nach dem Lesen vorliegender Schrift kaum möglich sein.

„Goethe, sage ich — denn auf ihn muß ich zurückkommen, um zu zeigen, warum wir eine Art Nationalliteratur, und doch für die Formen der Poesie keinen Nationaltypus erhalten haben — Goethe hat auch dem Roman keine Normalform gegeben. Er nahm in seinem Wilhelm Meister nur den Anlauf dazu, ohne das Werk zu vollenden, geschweige die Richtung, die er hier glücklich eingeschlagen, zu verfolgen. Beim Ende der Lehrjahre ist aber kaum der Jüngling, geschweige der Mann fertig. Wilhelm Meister kann nicht in die Mannesjahre treten, weil er so wenig als sein Dichter sich vor den Augen einer Nation gebildet hat. Um aber Mann zu werden, dazu gehört ein Staat, den Staat aber kannte Goethe gar nicht, hatte keinen Sinn, ein öffentliches Staatsleben zu schildern, keinen Mut, offen davon zu sprechen, und das fehlende Element einzugestehen. So fehlt dem Deutschen überhaupt die Stufe des Mannes, weil sein Staatsleben nicht zur freien und kräftigen Oeffentlichkeit vollgültig herausgeboren ist. Nur auf einzelnen gesegneten Punkten Deutschlands ist begonnen, was dem Ganzen noch gebricht. So ist der Deutsche überhaupt gar kein Mann; wir sind Jünglinge, wir schäumen etwas und schwärmen eine Weile, sinken aber plötzlich zusammen und sind Greise. Das Mannesalter ist noch nicht frei und fertig herausgeboren in Deutscher Natur, der Jüngling in uns und der Greis in uns reichen sich schnell die Hände. So bleibt denn der Wilhelm Meister ein

Stümper als Mensch. Goethe wußte keinen Mann aus ihm zu machen, weil zum Manne — ein Staat gehört. Seine Bildung ist artistisch und gesellig fertig, und doch ist er ein Pinsel geblieben. Der Roman ist ein Fragment, wie die Deutsche Bildungsgeschichte, es fehlt ihm aller nationaler Hintergrund.

Um in Ermangelung dessen doch irgend etwas Allgemeines hinzustellen, vor dem sich die Figur des Einzelwesens bewegen sollte, ist eine geheimnistuerische Logengesellschaft vorgespiegelt, ein höchst alberner Ersatz für eine sonstige geschlossene Ganzheit, wie sich deren der englische Roman mit den volkstümlichen Elementen historischer Parteiung zu erfreuen hat. Von den Wanderjahren will ich schweigen. Hier ist an allen ideellen Mächten des Lebens ein schnöder Verrat geübt; hier sinkt Alles in eine ängstliche Werkeltätigkeit zusammen, in eine philiströse Versumpfung, die eines Dichters, der eine Nation erziehen soll, wenig würdig ist. Die Materialistik Walter Scotts und Coopers ist weit gesünder und bedeutsamer, weil sie nicht beansprucht, in ideeller Bedeutsamkeit hingenommen zu werden, wie die Goethesche, und weil sie sich naiv, vollsaftig und blank hingibt.

In den Wahlverwandtschaften ist von vornherein verzichtet auf alle Bewegung in der Mitte des Volkes, auf allen Zusammenhang mit dem Strom des ganzen Lebens. Mit diesem Werke brach Goethe förmlich mit seinem Volke. Er hat nie recht an eine Gesamtheit geglaubt, es nie so zuversichtlich wie Schiller geträumt, daß im Deutschen etwas Völkisches, das sich als ein Ganzes ideell fortbildet, schlummere. Dieser Glaube ist aber eine Religion für den Deutschen Schriftsteller, diese Religion darf nicht aufgegeben werden. Der Widerstand der romantischen Schule gegen Goethe hatte auch nur darin ihren Stützpunkt, daß sie aus dem entlegenen Schoße deutscher Gesittung und Deutschen Kunstlebens volkstümliche Elemente wieder ans Licht zog. Mit den Wahlverwandtschaften gab Goethe seinem Volke als einer Gesamtheit den Scheidebrief; was sich nun geschichtlich um ihn her gestaltete, ließ ihn blind".

Auch wir waren hinsichtlich der Größenschätzung Goethes blind, und erkannten nicht, wie sich der lebensfeindliche Geist an ihm rächte, der

auf seine Fahnen geschrieben hat: „Wo man sich kennt am Druck der Hand, da ist des Maurers Vaterland". Die Münchner Ausstellung von entarteter Kunst aus der Systemzeit zeigt in erschreckender Deutlichkeit, wie weit sich eingetrichterte Blindheit in der Seele eines Volkes auswirken kann.

Wie dem Treiben der Dunkelmänner gegenüber, so gilt auch im Kampf gegen die Anwälte des lichtscheuen Logengeistes das Wort:

„Deutsch sein heißt klar sein."